

Die Arbeit der Geschlechter – Neue Wege und tradierte Pfade.

hrsg. von Engel, Sonja; Frühauf, Marie; Glaeser, Janina; Schulze, Kathrin

Dieser Text wird über DuEPublico, dem Dokumenten- und Publikationsserver der Universität Duisburg-Essen, zur Verfügung gestellt.

Die hier veröffentlichte Version der E-Publikation kann von einer eventuell ebenfalls veröffentlichten Verlagsversion abweichen.

DOI: <https://doi.org/10.17185/duepublico/45727>

URN: <urn:nbn:de:hbz:464-20180320-104602-1>

Link: <https://duepublico.uni-duisburg-essen.de/servlets/DocumentServlet?id=45727>

Lizenz:



Dieses Werk kann unter einer [Creative Commons Namensnennung 4.0 International](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/) Lizenz genutzt werden.

**Die Arbeit der Geschlechter –
Neue Wege und tradierte Pfade.**

Dokumentation der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt
der Promovierenden der Hans-Böckler-Stiftung 2013

Herausgegeben von
Sonja Engel, Marie Frühauf, Janina Glaeser & Kathrin Schulze

Die Arbeit der Geschlechter – Neue Wege und tradierte Pfade.

Dokumentation der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt
der Promovierenden der Hans-Böckler-Stiftung 2013

Herausgegeben von
Sonja Engel, Marie Frühauf, Janina Glaeser & Kathrin Schulze

2018

ist lizenziert unter



Creative Commons Attribution 4.0 (CC-BY).

Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell. ([Lizenztext](#))

Die Bedingungen dieser Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. von Schaubildern, Abbildungen, Fotos und Textauszügen erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

DOI: 10.17185/dupublico/45727

Inhalt

Die Arbeit der Geschlechter – Neue Wege und tradierte Pfade: Eine Einleitung (Sonja Engel, Marie Frühauf, Janina Glaeser, Kathrin Schulze)	1
Programm (Überblick): HBS-Wissenschaftlerinnen-Werkstatt 2013.....	9
Produktiv! Diskussionen um die Vergeschlechtlichung von Arbeit und die Verarbeitung von Geschlecht (Sonja Engel)	11
Die Care Bewegung: politischer Gegenwind zur Krise sozialer Reproduktion (Jette Hausotter)	30
Ökonomisierung des Sozialen und die Arbeit der Geschlechter – Exemplarische Einsichten in die Altenpflege und Wissenschaft (Kristina Binner, Maria Dammayr).....	40
Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler - Empirische Befunde mehrdimensionaler Asymmetrie im Universitätsbetrieb (Ester Höhle).....	56
Feministische Orte kollektiver Selbstermächtigung – Frauenräume und queere Räume (Steffi Achilles).....	75
Geschichte(n). Der Workshop ‚Frauen und Gewerkschaften‘ während der HBS-Wissenschaftlerinnen-Werkstatt 2013 (Judith Holland)	90
Feiern muss erlaubt sein. Mein Blick zurück auf die Wissenschaftlerinnenwerkstatt (WiWe) 2013 (Sophie Einwächter).....	95
Transformation von Fankultur. Laudatio auf Sophie G. Einwächter und Ihre Promotionsschrift (Steffi Achilles)	97
Auszüge aus einem Radiointerview mit Hannelore und Hans Böckler	100

Die Arbeit der Geschlechter – Neue Wege und tradierte Pfade: Eine Einleitung

SONJA ENGEL, MARIE FRÜHAUF, JANINA GLAESER &
KATHRIN SCHULZE

Wie steht es gegenwärtig eigentlich um das Verhältnis von Arbeit und Geschlecht? Wie hat sich dieses gewandelt in Zeiten des so genannten Neoliberalismus und Postfordismus? Wo nimmt es eine neue Gestalt an, wo lassen sich Tradierungen aufspüren? Um nichts weniger als solche großspurigen Fragen ging es bei der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt 2013. Dabei stehen wir mit diesem Anliegen aktuell wohl kaum alleine da. Momentan scheint vielerorts der Feminismus die Ökonomie neu zu entdecken und dabei die alte Frage nach der Arbeit der Geschlechter (wieder) ins Zentrum zu setzen. So wurde im März 2014 zur *Care Revolution* aufgerufen, neue Arbeitskreise sind entstanden, neue Bücher wurden geschrieben, alte wieder neu entdeckt, wie zum Beispiel die Arbeiten von Silvia Federici.

Dabei wird an feministische Traditionen angeschlossen, in denen ein erweiterter Arbeitsbegriff schon immer über die Frage nach Lohnarbeit hinausging. Unter Begrifflichkeiten wie Reproduktionsarbeit oder Care-Arbeit werden all die sorgenden Arbeiten verhandelt, die der Reproduktion von Leben dienen, von Hausarbeiten wie Kochen und Waschen bis hin zu Beziehungsarbeiten wie in Betreuung und Pflege. Mit dem Begriff *Care* soll dabei auf das Spezifische dieser Tätigkeiten aufmerksam gemacht werden: Auf ihre generelle Beziehungsförmigkeit, d.h. auf die intersubjektive Dimension, die diese personenbezogenen Arbeiten kennzeichnet.¹ Solche Arbeiten werden lohnförmig, zum Teil staatlich-öffentlich, aber vor allem auch privat geleistet, und zwar nach wie vor überwiegend von Frauen, weshalb sie zum zentralen Anliegen feministischer Politik wurden.

¹ Zur Unterscheidung vom Reproduktion und *Care* siehe Heck 2011.

Feministische Ökonomiekritik zielt(e) darauf, diese Arbeiten sowie ihre Abwertung und Ausbeutung als grundlegende Bedingung und Voraussetzung für das Funktionieren unseres Wirtschaftssystems zu bestimmen. Dabei standen zunächst insbesondere die unentgeltlich geleisteten Arbeiten von Frauen im Haushalt im Zentrum, wie etwa in der berühmten „Lohn für Hausarbeit“-Kampagne der 1970er Jahre. In dieser ging es darum, Hausarbeit als Arbeit sichtbar zu machen und somit das Private als politisch zu markieren. Federici schrieb damals:

„Wenn wir mit uns selbst als Frauen beginnen, wissen wir, dass ein Tag für das Kapital geleistete Arbeit nicht unbedingt zu einem Lohnscheck führt, und dass er nicht an den Fabrikatoren beginnt und endet. Und so entdeckten wir das Wesen und das Ausmaß der Hausarbeit neu. Denn sobald wir von den Socken, die wir stopfen und den Mahlzeiten, die wir zubereiten, aufblicken, um uns die Gesamtheit unseres Arbeitstages anzusehen, erkennen wir, dass dieser Arbeitstag zwar nicht dazu führt, dass wir einen Lohn erhalten, dass wir aber nichtsdestotrotz das kostbarste Produkt erzeugen, das es auf dem kapitalistischen Markt gibt: Arbeitskraft. Hausarbeit ist weitaus mehr als Hausreinigung. Sie besteht in der physischen, emotionalen und sexuellen Wartung der Lohnverdiener: darin, diese Lohnverdiener Tag für Tag auf die Arbeit vorzubereiten. Sie besteht darin, unsere Kinder – zukünftige Arbeiter_innen – zu betreuen, sie von Geburt an und durch die Schulzeit hindurch zu unterstützen und dabei sicherzustellen, dass sie sich so verhalten, wie es im Kapitalismus von ihnen erwartet wird. Das bedeutet, dass sich hinter jeder Fabrik, jeder Schule, jedem Büro und jedem Bergwerk die verborgene Arbeit von Millionen von Frauen verbirgt, die ihr Leben und ihre Arbeit zur Verfügung gestellt haben, um die Arbeitskraft zu produzieren, die in diesen Fabriken, Schulen, Büros und Bergwerken zum Einsatz kommt“ (Federici 2012[1974], S.111).

Somit ging es darum, Tätigkeiten wie die (Wieder)Herstellung von Arbeitskraft als für den Kapitalismus notwendige Reproduktionsarbeit und als Ausdruck der geschlechtlichen Arbeitsteilung auszuweisen.

Nun stellt sich die Frage, was sich angesichts dieser ‚tradierten Pfade‘ feministischer Ökonomiekritik heute noch über Arbeit und Geschlecht sagen lässt. Handelt es sich bei den aktuellen *Care*-Debatten um den altbekannten Wein in neuen Schläuchen? Was treibt die neuen Debatten an?

Einerseits hat sich die Geschlechterungleichheit in unserem Wirtschaftssystem trotz Gleichstellungspolitik und Veränderungen auf dem Arbeitsmarkt als erstaunlich beharrlich erwiesen. Nach wie vor sind *Care*-Tätigkeiten – ob nun lohnvermittelt oder privat geleistet – in Frauenhand (Madörin 2007). „Frauen denkt ökonomisch!“ (Fraser 2005) forderte daher die Feministin Nancy Fraser, womit es ihr um eine Wiederbelebung feministischer ökonomischer Analysen ging, wurde diesen doch von Bewegungen und Theorie zeitweilig wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Andererseits unterliegen die gegenwärtigen Geschlechterverhältnisse neben ihren Tradierungen auch Transformationsprozessen, die eine zeitdiagnostische Aktualisierung erforderlich machen. Die Arbeitsverhältnisse sowie die Geschlechterverhältnisse scheinen zunehmend undurchsichtiger geworden. So lassen sich für Frauen gegenwärtig zahlreiche Widersprüche ausmachen, die

sich zwischen den Erfolgen der Frauenbewegungen einerseits und den zunehmenden Arbeitsbelastungen andererseits bewegen. Die Integration von Frauen in den Arbeitsmarkt, die unter anderem durch diverse Gleichstellungsbemühungen befördert wird, erweist sich als Erfolg mit bitterem Beigeschmack in Zeiten von Ökonomisierung und Flexibilisierung von Arbeit, welche zusätzlich von einem Umbau des Sozialstaats hin zu einem aktivierenden Staat flankiert werden. Da Sorgearbeit im Zuge dieser Veränderungen zum Teil von ehemals privat geleisteten Arbeiten in Lohnverhältnisse übergehen (Madörin 2007), stellt sich die Frage nach dem Verhältnis zwischen bezahlter und unbezahlter Sorgearbeit neu. Denn diese Entwicklungen können wohl kaum als erfolgreiche Erfüllung der „Lohn-für Hausarbeit“-Forderung gelten, gehen sie doch kaum mit einem Mehr an Anerkennung und einer Verbesserung der Arbeitsbedingungen im *Care*-Sektor einher. Die zunehmend dienstleistungsförmig organisierte Sorgearbeit des Postfordismus ist dabei klassenförmig strukturiert und zudem mit einem rassistischen und postkolonialen Subtext versehen, wenn z.B. zunehmend Pflegekräfte aus ärmeren Ländern diese Arbeiten unter prekären Verhältnissen übernehmen.

Neben solchen beobachtbaren Transformationsprozessen sind auch die theoretischen Konzepte und Analysefolien von Arbeit und Geschlecht Veränderungen unterworfen. Unter den Stichworten von Poststrukturalismus, Cultural Studies und Dekonstruktion formieren sich feministische Anliegen, die ökonomistische Engführungen in Bezug auf Arbeit hinter sich lassen wollen und darum bemüht sind, kultur- sowie sprachtheoretische Dimensionen von Geschlechterordnungen in die Analyse mit einzubeziehen. Hier entstehen aktuell z.T. auch neue Arbeitsbegriffe, wie z.B. der des sexuellen Arbeitens, der bereits den Herstellungsprozess der Vergeschlechtlichung an sich schon als Arbeit begreift (Lorenz & Kuster 2007). Daher ist es unseres Erachtens an der Zeit, einzuhaken und die Analysegehalte der gegenwärtigen Arbeitsbegriffe im Hinblick auf ihre Erklärungskraft für die Geschlechterverhältnisse neu auszuloten. Denn die feministische Analyse steht vor neuen Herausforderungen: Sie kann zum einen an die ökonomischen Analysen und Interventionen der Frauenbewegungen anschließen, jedoch nicht bedingungslos und nicht ohne diese aktuellen Entwicklungen zu berücksichtigen.

Doch wo anfangen? Auf der Wissenschaftlerinnenwerkstatt ging es zunächst durchaus ‚kleinspuriger‘ ganz im Sinne einer Politik der ersten Person um eine Selbstbefragung: Was bedeutet Arbeit für uns Promovierende heute? Inwiefern erfahren wir eine Entgrenzung unserer Wissenschafts-Tätigkeiten, d.h. Arbeit bis in den Abend hinein, in das Wochenende, in den Urlaub? Geht damit eine Vergrößerung der Selbstbestimmung einher oder eher eine neue Belastung? Welche Tätigkeiten erkennen wir als produktive Arbeit an? Welche Beziehungsarbeiten haben welchen Raum in unserem Leben? Welche ‚unserer‘ Arbeiten sind gewerkschaftlich vertreten und lassen sich bestreiken? Lässt sich Geschlecht bestreiken? Wie könnte ein ‚Geschlechter-Streik‘ aussehen? Diese unterschiedlichen Aspekte

des Zusammenhangs von Arbeit und Geschlecht wurden in den Workshops aufgegriffen und mit unterschiedlichen Akzentsetzungen, sowohl diskursiv als auch körperlich erfahrbar (wie etwa im Theater-Workshop), bearbeitet.

Die vorliegende Dokumentation gibt Einblicke in die Programmpunkte und Diskussionen sowie in persönliche Gedanken und Erfahrungen vor und während der Wissenschaftlerinnenwerkstatt 2013. Das Verhältnis von Arbeit und Geschlecht gerät dabei in seinen unterschiedlichen Dimensionen in den Blick.

Sonja Engel thematisiert in ihrem Beitrag den Zusammenhang von Arbeit und Geschlecht als Topos feministischer Kämpfe, in denen dem Begriff der Produktivität eine zentrale Rolle zukommt. Die begriffliche Inanspruchnahme wird gefasst als Strategie im Bestreben zur Aufwertung von Reproduktionstätigkeiten sowie zur Herstellung und Konturierung von Geschlecht als Kategorie. Dabei wird sie als Befeuerung der Debatten um geschlechtliche Arbeit(steilung) markiert (Engel i. d. Bd., S. 26f), mittels derer die Herrschaftsförmigkeit des Zusammenhangs von Arbeit und Geschlecht sichtbar werde. Rekonstruiert werden feministische Interventionen durch den Begriff der Produktivität innerhalb drei historischer Epochen. Dabei werden Kontinuitäten und Brüche in der Frage, wer oder was als produktiv gilt nachgegangen sowie Grenzziehungen in Bezug auf Mitstreiter_innen und Bündnispartner_innen verdeutlicht.

Jette Hausotter fokussiert die geschlechtlich hierarchisierte Arbeit(steilung) vor dem Hintergrund der europäischen Wirtschafts- und Finanzkrise, die in Anlehnung an Demirović et al. (2011) als „Vielfachkrise“ gefasst wird (Hausotter i. d. Bd., S. 32). Dieses Konzept nimmt neben als ökonomisch markierten Bereichen auch Arbeitskraft-reproduzierende Bereiche in den Blick und konstatiert letzteren einen zunehmenden Spardruck. Die damit einhergehenden Care-Lücken werden nun im Privaten ausgeglichen. Die Krise der sozialen Reproduktion betrifft im überwiegenden Teil Frauen. Am Beispiel der unbezahlten, privatförmigen Hausarbeit – als einen Teilbereich sozialer Reproduktion – zeichnet Jette Hausotter die Einlassung von Geschlechterverhältnissen in die soziale Re-/Produktion nach, thematisiert queer-feministische Ansätze des kollektiven politischen Handelns unter dem Stichwort ‚Care-Revolution‘ und stellt Überlegungen zur Verknüpfung mit gewerkschaftlichen Interessenvertretungen an.

Der Beitrag von Kristina Binner und Maria Dammayr thematisiert Ökonomisierungs- und Rationalisierungsprozesse in Bezug auf zwei geschlechtlich konnotierte Arbeitsbereiche. An den Beispielen Altenpflege und Wissenschaft wird gezeigt, inwiefern markt- und wettbewerbsorientierte Steuerungslogiken einhergehen mit neuen Leistungsanforderungen, Prozessen der Auf- und Abwertungen sowie ambivalenten Herausforderungen für die Mitarbeiter_innen. Mit Blick auf berufliche Arbeitszeitarrangements und private Lebensführung der Beschäftigten zeigt der Beitrag die Entwicklung geschlechtlicher Ungleichheiten in der Arbeitsteilung und Karriereplanung.

Esther Höhle richtet den Blick auf individuelle, institutionelle und partnerschaftliche Ausschlussmechanismen, die zu Geschlechterasymmetrien und einem ‚Drop Out‘ von Frauen im Feld der Wissenschaft führen. Mit Verweis auf aktuelle Statistiken und Studien wird belegt, dass die personalstrukturelle Hierarchie in einer Homologie mit Geschlechterverhältnissen steht. Diese wird sowohl in einer Ungleichverteilung in Bezug auf Universitätsprofessuren und innerhalb von Professuren (z.B. Juniorprofessuren) als auch in Bezug auf die Stellen an den Anfängen der wissenschaftlichen Karriere (z.B. LfBA-Stellen) deutlich. Dieser Zusammenhang sei nicht auf einen niedrigeren Studentinnenanteil der jeweiligen Studierendengeneration zurück zu führen, sondern wird – der Autorin folgend – als „leaky pipeline“, als „systematische[r] Schwund qualifizierter Nachwuchswissenschaftlerinnen“ (Höhle i. d. Bd., S. 77) gefasst, der durch geschlechterhierarchische Ausschlussmechanismen auf den Ebenen Individuum, Institution und Partnerschaft bedingt wird.

Diese Konstatierungen vergeschlechtlichter Arbeitsteilung als Bestandteil gesellschaftlicher Herrschaftsverhältnisse – wie sie in den Beiträgen bisher deutlich wurden – fordern auf zu politischen Kollektivierungen. Doch wie können in einer Gesellschaft, die durch soziale Ungleichheiten organisiert ist, „Orte kollektiver Selbstermächtigung“ (Achilles i. d. Bd., S. 82) entstehen? Dieser Frage geht der Beitrag von Stefanie Achilles nach. Unter Rückgriff auf raumtheoretische Ansätze und am Beispiel der Musikszene – als männerdominierter Bereich – wird nachgezeichnet, dass die Anordnung in physikalischen Räumen immer auch ein symbolisches Abbild bestehender Macht- und Ungleichheitsstrukturen darstellt, die sich nicht nur im Verhältnis von cis-Frauen und cis-Männern äußern, sondern auch über heteronormative Logiken innerhalb erkämpfter Frauenräume wirken. Welche Möglichkeiten gibt es also, um „Safe Spaces“ (Achilles i. d. Bd., S. 87) für Trans und Queers zu eröffnen? Ist es möglich, Identitätspolitik kritisch zu sehen, aber dennoch separatistische Politik als legitimes und notwendiges Mittel zu betrachten?

Die Frage, für wen die Wissenschaftlerinnen-Werkstatt ein sicherer Ort ist und sein kann, wurde innerhalb der Pausen zwischen den Workshops angeregt diskutiert und weiter unten im Text nochmal aufgegriffen. Einen weiteren Einblick in die Wissenschaftlerinnen-Werkstatt 2013 gibt Judith Holland, die ihre Gedanken aus der Position als Leiterin des Workshops 'Frauen und Gewerkschaft' beschreibt. Neben diesem persönlichen Einblick greift die Autorin auch einzelne inhaltliche Aspekte des historisch konzipierten Workshops heraus. Der Zusammenhang von Frauen und Gewerkschaft könne aus zwei Perspektiven erfolgen: Zum einen in Bezug auf Gewerkschaften als vergeschlechtlichte Organisationen, zum anderen in Bezug auf Frauen als Zielgruppe gewerkschaftlicher Interessenvertretung. Der Workshop widmete sich vor allem letzteren Aspekt und nahm die gewerkschaftliche Vertretung vor dem Hintergrund eines Wandels der Frauen(erwerbs)arbeit in den Blick. Eine Tradition der Wissenschaftlerinnenwerkstatt ist

die feierliche Ehrung derjenigen, die ihre Promotion oder Habilitation im Vorjahr abgeschlossen haben. Sophie G. Einwächter wirft unter dem Motto: „Feiern muss erlaubt sein!“ einen Blick zurück auf ihre Erlebnisse als Geehrte. Die Laudatio auf Sophie G. Einwächter von Stefanie Achilles ehrt Sophie nochmals in gedruckter Form und auch wir möchten als Herausgeberinnen an dieser Stelle erneut unsere herzlichen Glückwünsche ausdrücken!!

Als Abschluss der Dokumentation veröffentlichen wir einen transkribierten Auszug aus einem Interview mit Frau und Herrn Böckler, bei dem es sich um ein Radiointerview des damaligen NWDR von 1950 handelt. Dieser Auszug kursiert nun schon etwas länger in der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt herum und zeigt sehr eindringlich, dass die vergeschlechtlichte Arbeitsteilung auch als Normalität bei den Böcklers herrschte.

Doch inwiefern lässt sich das Thema „Die Arbeit der Geschlechter – neue Wege und tradierte Pfade“ auf die Wissenschaftlerinnen-Werkstatt selbst übertragen? Inwiefern prägten und prägen geschlechterhierarchische Arbeitsteilungen das Selbstverständnis der WiWe? Inwiefern bearbeitet die WiWe das Verständnis von Geschlecht?

Die Wissenschaftlerinnen-Werkstatt kann als historisch gewachsener Ort für frauenpolitische und feministische Diskussionen innerhalb der Hans-Böckler-Stiftung sowie als Raum des Austauschs und der Vernetzung von Frauen verstanden werden. Sie ist als Errungenschaft von Kämpfen um Gleichstellung und gegen Diskriminierung von Frauen zu sehen, die Stipendiatinnen der Stiftung ab Mitte der 1980er Jahre ausfochten. Die AG Frauen, die sich 1985 gründete, sah ihre Aufgabe darin, „die Ursachen der Unterrepräsentierung sowie die aktuelle Situation von Frauen in der HBS zu analysieren und Perspektiven zu entwickeln, um die nicht akzeptable Ausgangssituation nachhaltig zu verbessern“ (Frauen-Info 1986, S. 7). Der Anteil von Frauen betrug 1987 innerhalb der Stiftung 36,8%. Der Anteil von Promovendinnen war noch geringer und lag bei ca. 25% (Frauen-Info 1987, 8). Diese Unterrepräsentation bestand auch bei den Vertrauensdozierenden. 1984 waren von 124 Vertrauensdozentinnen nur sieben Frauen (Frauen-Info 1986, S. 7). Und bereits 1986 fand ein Seminar auf Anregung der Stipendiatengruppe Bonn statt, das sich unter dem Titel „Arbeitszeitverkürzung und neue Rollenverteilung in der Familie – Verständigung über Probleme und mögliche Lösungen bei der Vereinbarkeit von Beruf und Familie“ dem Wandel in der geschlechtlichen Arbeitsteilung nachgehen wollte. Die Tatsache, dass immer mehr Frauen in der damaligen BRD berufstätig waren, werfe nicht nur die Frage nach dem Selbstverständnis von Frauen auf, heißt es in dem Ankündigungstext, sondern auch jene, ob sich nun das Vereinbarkeitsproblem von Familie und Beruf nicht auch für Männer stärker stellen müsse. Ziel des Seminars war, Lösungsstrategien zu entwickeln, die über oberflächliche Lösungen, wie zum Beispiel die Kinderbetreuung an andere Frauen zu delegieren (Tagesmütter), hinausgehen

(Frauen-Info 1986, 10). Dieses Anliegen ist auch nach dreißig Jahren so brisant wie aktuell.

Für die damalige Frauen-AG bedeutete Frauenförderung im Rahmen ihrer Arbeit dreierlei: Zum einen wurden gezielte Strategien entwickelt, die den Anteil der Frauen in der Stiftung erhöhen helfen sollten. In diesem Sinne heißt es in der ersten Frauen-Info von 1986, es bedürfe einer "Art Reißzwecke in manchem Hintern, der allzu beständig auf vermeintlich angestammten Privilegien und tradierten Rollenvorstellungen ruht" (Frauen-Info 1986, S. 7). Des Weiteren galt es, die Frauenfrage sowohl als Querschnittsthema innerhalb der Stiftung zu fördern, als auch Räume für Frauen anzubieten, in denen Probleme, Erfahrungen und Interessen sowohl im Sinne der Selbsterfahrung und Kollektivierung als 'frauenspezifische' aber auch als theoretische, im Sinne von strukturellen Ungleichheitsverhältnissen, behandelt wurden. So wurden Seminare zu Themen wie Diskriminierung von Frauen am Arbeitsplatz, der Hindernisse von Frauen in der Verfolgung wissenschaftlicher Karrieren und Frauenforschung gefordert. Einiges aus diesen Kämpfen kann als erfolgreich beschrieben werden: Der Anteil von Frauen in der Stiftung liegt nun bei etwas über der Hälfte. Dagegen ist das Ziel, auf Geschlecht beruhende Ungleichheiten und Diskriminierungen auch innerhalb der Stiftung abzubauen, weiterhin als eine Arena der Auseinandersetzung zu sehen.

Ist nun alles erledigt? Auffällig ist, dass die Teilnehmerinnenzahl der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt großen Schwankungen unterliegt. Während Mitte der 1980er Jahre das Thema Frauenförderung auch politisch „in der Luft liegt“ (Frauen-Info 1987, 1), kann das gegenwärtige gesellschaftliche und kulturelle Klima mit Angela McRobbie als ein Aufatmen über das 'Ende des Feminismus' (vgl. McRobbie 2010) beschrieben werden: Die Notwendigkeit feministischer Interventionen und Anstrengungen wird bereits als beendet erklärt und neoliberale Machbarkeitsimperative, die sich u.a. feministisches Vokabular ('Wahlfreiheit', 'Ermächtigung') zu eigen machen, werden als „Feminismus-Ersatz“ (McRobbie 2010, S. 17) propagiert. Vielleicht lässt sich in dieses Gemengelage die Tendenz einordnen, dass an die Wissenschaftlerinnen-Werkstatt teilweise primär karrieristische Erwartungen gestellt werden und sie erst sekundär als Ort der Kollektivierung von Frauen und der feministischen Auseinandersetzungen gesehen wird? Diese Frage stellt sich sowohl in Bezug auf die inhaltliche Ausgestaltung als auch hinsichtlich der Motivation die Wissenschaftlerinnen-Werkstatt zu organisieren. Wird hier ein Spannungsfeld deutlich zwischen karrieristischen Orientierungen und den Möglichkeiten kollektiver Solidarität?

In diesem Zusammenhang stellt sich des Weiteren die Frage, wer als Teil des Kollektivs zählt, für das die Wissenschaftlerinnen-Werkstatt als expliziter Raum von und für Frauen konzipiert ist. Doch „Wer gilt als ‚Frau‘, welche Sprecher_innenposition werden als dominant gesetzt?“ sind Fragen, die immer deutlicher innerhalb der Stipendiat_innenschaft gestellt werden. Einige Stimmen kritisieren

die Orientierung der WiWe an einem 'Frau-Sein', das zum einen als naturalisiert erscheint und sich bei näherer Betrachtung als heterosexuell, akademisch, mittelständisch und weiß entpuppt. Damit werden anderes Standortwissen sowie andere Betroffenheiten und Erfahrungen ausgeblendet. Für die Konzeption der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt 2013 haben wir uns einerseits dazu entschlossen, die Kategorie Frau als eine analytische Kategorie beizubehalten, um so strukturelle Geschlechterhierarchien weiterhin greifbar machen zu können und um diese nicht zu verflüssigen. Andererseits ging es uns aber auch darum, die Kategorie Frau nicht biologistisch oder naturalistisch zu verkürzen. Deshalb waren, verklausuliert in der Formel FLTI*, Frauen, Lesben, trans- und intersexuelle Menschen eingeladen. Die Wissenschaftlerinnen-Werkstatt kann als ein Ort gefasst werden, der gerade auch diese Tendenzen aufgreift und beleuchtet.

Was die Involviertheit der WiWe sowie die Beiträge zu Arbeit und Geschlecht zeigen, ist, dass wir es nach wie vor mit Geschlechterungleichheiten zu tun haben, deren Veränderungen wie auch deren Kontinuitäten in den je verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen es auszuloten gilt. Denn für uns, die Organisatorinnen der WiWe 2013 und Herausgeber_innen dieses Sammelbandes steht nach wie vor fest: Die Wissenschaftlerinnen-Werkstatt steht für eine Institution, die uns daran erinnert, dass es noch nicht an der Zeit ist, die Funktion der Reißzwecke aufzugeben. Wir danken unseren Vorgänger_innen, die es ermöglichten, dass die WiWe auf eine mehr als zwanzigjährige Tradition zurückblicken kann und freuen uns auf viele weitere WiWe's in der Zukunft.

Literatur

- Demirović, Alex/Dück, Julia/Becker, Florian/Bader, Pauline (2011) (Hrsg.): *Vielfachkrise. Im finanzmarktdominierten Kapitalismus*. Hamburg.
- Federici, Silvia (2012[1974]). *Counter-Planning from the Kitchen*. In: Dies., *Aufstand aus der Küche*. Münster: edition assemblage, S. 106-127.
- Fraser, Nancy (2005). *Frauen, denkt ökonomisch! TAZ-Bericht vom 07. 04.*, S. 4-5.
- Heck, Stephanie (2011). *Von >Reproduktion< zu >Care< – zentrale Verschiebung in der feministischen Ökonomie-Debatte?* *Das Argument*, 53(3), 408-412.
- Lorenz, Renate/Kuster, Brigitta (2007). *sexuell arbeiten. Eine queere perspektive auf arbeit und prekäres leben*. Berlin: B_books.
- Madörin, Mascha (2007). *Neoliberalismus und die Reorganisation der Care-Ökonomie. Eine Forschungsskizze*. In: Denknetz (Hrsg.), *Zur politischen Ökonomie der Schweiz. Eine Annäherung. Jahrbuch 2007*: Zürich, S. 142-162. Online verfügbar unter: <http://www.denknetz-online.ch/IMG/pdf/Madorin.pdf> [zuletzt geprüft am 30.08.2014].

Programm (Überblick): HBS-Wissenschaftlerinnen-Werkstatt 2013

20. - 22. September 2013 in Mühlhausen:

„Die Arbeit der Geschlechter – Neue Wege und tradierte Pfade“

Das Verhältnis von Arbeit und Geschlecht steht im Mittelpunkt der diesjährigen Wissenschaftlerinnen-Werkstatt. Geschlecht wird sozial hergestellt, da ist sich die Geschlechterforschung einig. Kann Vergeschlechtlichung also als Arbeit verstanden werden? Und umgekehrt: Wie ist Arbeit vergeschlechtlicht? Wer macht welche Arbeit, warum und unter welchen Bedingungen?

Wir möchten dabei vor allem den Blick auf aktuelle gesellschaftliche Umbrüche und Veränderungen in Bezug auf Arbeit (im weitesten Sinne) und Geschlecht werfen. Bringen neue Arbeitsverhältnisse neue Geschlechterordnungen mit sich und wenn ja, wie lassen sich diese beschreiben und analysieren? Gibt es grundlegende Veränderungen in Zeiten des sogenannten "Neoliberalismus" oder "Postfordismus" oder handelt es sich um den bekannten alten Wein in neuen Schläuchen?

Freitag, 20. September 2013

Ankunft ab 16:00 Uhr

18: 00 Uhr: Abendessen

19: 00 Uhr: Begrüßung & Salon-Abend

Samstag, 21. September 2013

Vormittags

8:00 Uhr: Frühstück

9:00 Plenum

9:15 – 10:45 Uhr: „Vom male breadwinner zum adult worker: alte und neue Konflikte um Erwerbs- und Sorgearbeit“. *Vortrag von Sigrid Leitner (FH Köln)*

11:15 – 12:45 Uhr: „Das Persönliche ist nicht politisch, sondern ökonomisch! Sexuelle Arbeit zwischen Produktivität und Abgrenzung“. *Vortrag von Brigitta Kuster und Efthimia Panagiotidis (Uni Hamburg)*

13:00 Uhr: Mittagessen

14:00 – 14:30 Uhr: Mauerführung

Nachmittags: Workshops

Session I: 15:00 - 16:30 Uhr:

1) „Karrierebarrieren für Wissenschaftlerinnen. Erklärungsansätze, empirische Befunde und Interpretationen“. *Ester Höhle (Uni Kassel)*

2) "Theatralische Geschlechterarbeit“. *Britta Knieper & Nelli Wolf (Bielefeld)*

Session II: 17:00 – 18:30 Uhr:

3) „Die Krise sozialer Reproduktion – queer-feministische Perspektiven!“. *Jette Hausotter (TU Hamburg)*

4) „Gewerkschaften und Frauen: historische, theoretische und aktuelle Fragen“. *Judith Holland (Uni Erlangen-Nürnberg)*

Abends

18:30 Uhr: Infotreffen neues Orga-Team

19:00 Uhr: Festbuffet & Ehrung von Doktorinnen und Habilitierten

21:00 Uhr: Konzert und Party. *The Hinking Sinking Ladies (Berlin)*

Sonntag, 22. September 2013

8:30 Uhr: Frühstück

9:15 – 10:20 Uhr: Plenum: Themenfindung für die nächste WiWe

10:30 – 12:00 Uhr: „Altenpflege und Wissenschaft: Exemplarische Einsichten in die Ökonomisierung des Sozialen und die Arbeit der Geschlechter“. *Vortrag von Brigitte Aulenbacher, Kristina Binner und Maria Dammayr (JKU Linz)*

12:10 – 13:00 Uhr: Abschluss & Feedback

13:00 Uhr: Mittagessen

14:00 Abreise

Produktiv! Diskussionen um die Vergeschlechtlichung von Arbeit und die Verarbeitung von Geschlecht

SONJA ENGEL

Anfang des 20. Jahrhunderts kursierten Cartoons und Postkarten, die pointiert illustrieren, welche Provokation die Frauenbewegungen und ihre Forderungen nach politischer Emanzipation darstellten. Ein beliebtes Motiv waren dabei Szenen, in denen ein (vermutlich: Ehe-)Mann mit Schürze und auf den Knien vor dem Herd oder Kamin, manchmal gar mit einem schreienden Baby auf dem Arm, zu sehen ist, während er von einer (vermutlich: Ehe-)Frau herumkommandiert wird. Die Frauen stehen aufrecht und stolz. Der Mann scheint überfordert und bemitleidenswert, als Opfer der Frau, die ihm ihre Arbeit auflädt. Die Darstellung der männlichen Figur ist zugleich durch Schwäche gekennzeichnet, er ist nicht in der Lage, sich gegen seine herrische Frau durchzusetzen. Das Lächerliche an dieser Szene entsteht aus der Überschreitung der ordnungsgemäßen Geschlechtergrenze, die an die weiblich konnotierten Tätigkeiten von Kinderbetreuung und Hausarbeit gekoppelt ist. Der Vater erscheint in seiner Männlichkeit angegriffen, weil er die Herrschaft über seine Frau offensichtlich verloren hat. Zugleich zeigt die Frau nicht die ihr zugeordneten Eigenschaften Passivität und Fürsorglichkeit.¹

Diese Karikaturen zielen, wenn auch nicht in emanzipatorischer Absicht, auf die zentralen Themen, die Diskussionen und Kämpfe von Frauenbewegten seit über einhundert Jahren prägen: den Zusammenhang von Geschlecht und Arbeit. Die Festlegung von Frauen auf die häusliche Sphäre, die Abwertung von Haus- und Sorgearbeit und das Verständnis dessen, was Frausein und Mannsein bedeutet, sind stets wiederkehrende Aspekte, die von Feminist_innen kritisch untersucht wurden und werden. Dabei ist vergeschlechtlichte Arbeitsteilung „eine der wichtigsten und grundlegenden Ressourcen der Herstellung von zwei Geschlechtern (und ihrer ungleichen sozialen Lage) und nicht umgekehrt“ (Gildemeister

¹ Diese Postkarten sowie weitere feminismus- und feministinnendiffamierende Karikaturen finden sich im Netz unter anderem hier: <http://genderben.com/2012/05/24/smearing-of-feminism-a-history-through-illustrations/>.

2001, S. 81). Um Geschlechterhierarchien und auf Geschlecht basierende Abwertungen abzuschaffen, werden fixierte Verknüpfungen von Männlichkeit, Öffentlichkeit und Produktivität sowie von Weiblichkeit, Privatsphäre und Reproduktivität kritisch hinterfragt und in Bewegung gebracht.

Als ein durchgehender Topos in den feministischen Debatten erweist sich dabei der Begriff Produktivität. Dieser ist in eine zweifache Gegenüberstellung verstrickt: Zum einen als Gegenbegriff zur Reproduktion, d.h. denjenigen Tätigkeiten, die der (Wieder-)Herstellung der Arbeitskraft dienen, zum anderen als Gegenbegriff zur Unproduktivität. Tätigkeiten im Haushalt und in der Fürsorge finden in Unsichtbarkeit und der Privatsphäre statt – sie produzieren keine bleibenden materiellen Werte und galten lange als unproduktiv. Dementsprechend spielen die Debatten um Produktivität eine herausragende Rolle für die Versuche, dass auch diese Arbeit als solche anerkannt wird. Was – und wer – unproduktiv ist, gilt als nicht *wertschaffend* und tendenziell nicht *wertvoll*. Und das Präfix *Re-* in Reproduktion zeigt an, dass Produktivität zentral gesetzt wird, die Reproduktion ein Abgeleitetes bezeichnet. Reproduktionstätigkeiten sind nur die Produktion unterstützende Arbeiten, um die Einzelnen und die Gattung weiterleben zu lassen. Für sich zählen sie besonders in nicht-feministischen ökonomischen Diskursen wenig.

Im Folgenden werde ich feministische Sichtweisen aus drei verschiedenen Zeiträumen darstellen, um Kontinuitäten und Brüche in der Indienstnahme des Produktivitätsbegriffs für feministische Kämpfe aufzuzeigen. Eine vollständige Wiedergabe ist in diesem Rahmen weder möglich noch intendiert, vielmehr werden einige Konzepte und Ideen aus dem vielfältigen Angebot herausgegriffen, an denen Schwerpunktverschiebungen gut zu diskutieren sind. Mein Ziel ist es, einen Überblick über diese mehr als einhundert Jahre währende Debatte zu geben und herauszuarbeiten, wie der Zusammenhang von Geschlecht und Arbeit durch Produktivitätsbegriffe vermittelt wird. Einen ersten Höhepunkt verzeichnen die Debatten um 'weibliche' Produktivität und Produktivität von Frauen bereits in der ersten Frauenbewegung Ende des 19. Jahrhunderts. Zum Thema wurden die 'unproduktive' Hausdame und die 'produktive' Arbeiterin. In den 1970er Jahren griffen verschiedene Protagonist_innen den Produktivitätsbegriff auf, um mit der Kampagne Lohn für Hausarbeit eine Aufwertung von Reproduktionstätigkeiten zu erreichen. Zu nennen sind hier Mariarosa Dalla Costa, Barbara Duden und Gisela Bock, Silvia Federici und Nicole Cox. Schließlich werde ich mit dem Konzept Sexuell Arbeiten von Pauline Boudry, Brigitta Kuster und Renate Lorenz einen Zugang in den Blick nehmen, der zu Beginn des 21. Jahrhunderts eine neue Herangehensweise an den Komplex von Vergeschlechtlichung und Arbeit zu bestimmen sucht. Mit einem Fokus auf die arbeitenden Subjekte und der Rolle von Heterosexualität und -normativität wird auch der Begriff Produktivität mit einer neuen Bedeutungsdimension ausgestattet.

1. Um 1900: Vergeschlechtlichte Arbeitsteilung in der Krise

Schauen wir zunächst auf die Frauenbewegungen um 1900, so wird deutlich, dass geschlechtliche Arbeitsteilung v.a. in Hinblick auf den Ausschluss von Frauen aus der öffentlichen Sphäre thematisiert wurde. Die Folgen und zugleich die Voraussetzung dieses Ausschlusses, nämlich die finanzielle Abhängigkeit von Männern, wurden breit diskutiert. Ende des 19. Jahrhunderts wurde durch die sich durchsetzende Industrialisierung und Maschinisierung Arbeitsteilung zu einem Phänomen, das breite gesellschaftliche Veränderungen einleitete. So überrascht es keineswegs, dass sich Feministinnen mit diesem Thema beschäftigten und das Machtverhältnis zwischen den Geschlechtern im Kontext von Arbeit und Arbeitsteilung auf den Tisch brachten. Sie erweiterten die soziale Frage um die Frauenfrage – und diese Interventionen in die Gesellschaft waren keineswegs nur marginal.²

Häufig wird zwischen sozialistischen bzw. proletarischen und bürgerlichen Strömungen unterschieden, was grob vereinfachend ist, in Bezug auf Ökonomie und politische Konsequenzen aber durchaus zutrifft. Recht große Einigkeit der Ersten Frauenbewegung herrschte in der Auffassung, dass die bisherige Form der vergeschlechtlichten Arbeitsteilung in eine Krise geraten war. Die Industrialisierung führte dazu, dass Maschinen nun die Produkte herstellten, die vormals innerhalb des Hauses produziert wurden. Zudem ließen politisch-kritische Interventionen von sozialistischer Seite die (groß)bürgerliche Lebensweise, in der die Haushaltsarbeit vorrangig von angestelltem Personal und nicht durch die Hausherrinnen erledigt wurde, zunehmend fragwürdiger erscheinen. Nicht zuletzt begehrt auch die bürgerlichen Frauen auf und forderten die Möglichkeit, einen Beruf zu ergreifen.

Zum Symbol dieses Problems, dass Frauen ihre Rolle als Produzentinnen innerhalb des Hauses zu verlieren drohten, wurde sowohl in bürgerlichen wie in proletarisch-sozialistischen Schriften die Figur der müßigen Hausfrau. So schrieb zum Beispiel Hedwig Dohm bereits 1876:

² So bezeichnet Georg Simmel, der zu einem Klassiker der deutschen Soziologie avancieren sollte, in seinem Essay „Weibliche Kultur“ von 1902 die Frauenbewegung als eine, „die die Zukunft unserer Gattung vielleicht tiefer beeinflussen wird als selbst die Arbeiterfrage“ (Simmel 1985, 160). In eine ähnliche Richtung zielt die Aussage Max Schelers, ebenfalls Soziologe, aus dem Jahre 1915: „Ja, ich bin der Überzeugung, daß es innerhalb der gesamten Geschichte keine einzige friedliche Bewegung gegeben hat, die eine so durchgreifende Veränderung aller menschlichen Verhältnisse vollziehen wird, wie eine siegreiche Frauenbewegung.“ (Scheler 1915, 4). Liest man weiter, enthüllen sich die auf den ersten Blick so überraschend positiven und – man mag sagen – klarsichtigen Prognosen der beiden als ambivalent, auch sie strickten an anderen Stellen an den sexistischen Mythen natürlicher Geschlechterdifferenz weiter. Sie zeigen dennoch, dass die Frauenbewegungen von Zeitgenossen als hochproduktive Akteurinnen wahrgenommen wurden.

„Das deutsche Hausfrauenthum von heut ist nur ein Schatten, eine Karikatur desjenigen früherer Jahrhunderte, in denen die Frauen Theil hatten an der Industrie [meint hier eher Herstellung von Gütern]. (...) Unsere Hausfrauen spinnen nicht und weben nicht, sie brauen nicht und backen nicht, sie sticken nicht köstliche Gewande und pflanzen nicht. Was thun sie denn? Sie spielen. Sie spielen mit der Küche, mit den Kindern, sie spielen – mit dem Leben.“ (Dohm 1913, S. 62)

Die Feministinnen der frühen Frauenbewegung stellten sich daran anschließend die Frage, wie Frauen nun wieder produktiv werden können. Die Vorschläge dazu fielen recht unterschiedlich aus. Die eher im Bürgertum angesiedelten, kulturtheoretisch interessierten Feminist_innen konzentrierten sich auf die Forderung, dass die öffentliche Sphäre für Frauen geöffnet werden müsse. Dem erzwungenen Müßiggang der quasi durch Industrialisierung ‚arbeitslos‘ gewordenen Frauen müsse mit der Chance begegnet werden, sich in anderen Bereichen zu betätigen, zum Beispiel in intellektueller Arbeit oder in spezifischen Bereichen der Erwerbsarbeit wie zum Beispiel der Mädchenbildung. Dabei ging es jedoch vorrangig nicht unbedingt um den Bezug von Lohn, sondern um die Ausbildung der Persönlichkeit, um Entfaltung der eigenen Individualität. Sehr häufig wurde affirmativ auf einen Weiblichkeitsmythos zurückgegriffen, indem Frauen wesenhafte Kompetenzen und Eigenschaften zugeschrieben wurden, die sie angeblich für manche gesellschaftlichen Aufgaben besser qualifizierten. Es schien einigen als logischer Schluss, dass die biologische Befähigung zum Kindergebären Frauen für fürsorgliche Tätigkeiten und Beziehungspflege prädestiniere und sie versuchten, durch die Aufwertung der Position Mutter eine Aufwertung von Weiblichkeit insgesamt zu erreichen. Frauen haben in dieser Argumentation ein Recht auf mehr Anerkennung, weil sie die Gesellschaft in ihrem Weiterbestehen sicherten – eben die Gattung reproduzierten und darüberhinaus mit ihrer Erziehung für die Weiterentwicklung der Kultur sorgten. In diesem Zusammenhang wurde der Begriff der geistigen Mütterlichkeit entworfen, die dieser weiblichen Rolle eine über die einzelne Familie hinausweisende Bedeutung für den Erhalt von Nation und Sorge für die (benachteiligte) Bevölkerung zusprach (vgl. Nave-Herz 1997).

Von der sozialistischen Frauenbewegung wurde diese Argumentation als – wie man heute sagen würde – klassistisch kritisiert, weil die Differenz der Situation von Frauen der Bourgeoisie und des Proletariats in den Weiblichkeitsbestimmungen zu wenig Rechnung getragen werde. Die Protagonist_innen der proletarisch-sozialistischen Strömungen stellten statt der Entwicklung der *Kultur* die Mechanismen der *Ökonomie* in den Mittelpunkt. Dabei beriefen sie sich auf den von Karl Marx und Friedrich Engels erarbeiteten Referenzrahmen der Kritik der politischen Ökonomie, der die moderne Lohnarbeit zum Zentrum der Kritik von Herrschaftsverhältnissen etablierte. Die Frauenfrage war mithin, wie Clara Zetkin schrieb, „eine *ökonomische Frage*“, d.h. sie betrifft die Organisation der Her-

stellung und Verteilung von Gütern: „Die Frauenfrage ist vielmehr wie die moderne Arbeiterfrage ein Kind der durch die Anwendung von mechanischen Werkzeugen, von Dampfkraft und Elektrizität revolutionirten [sic] Industrie, der Großproduktion.“ (Zetkin 1889, S. 6)

Zetkin kritisiert den „wirtschaftlichen Anachronismus“ der Geschlechterbilder, der sich in folgendem „gesellschaftlichen Dogma“ zeige: „Das Haus ist die Welt der Frau, die Welt ist das Haus des Mannes“ (Zetkin 1889, S. 4). Seit der Industrialisierung seien dagegen die Frauen aus der mittleren und unteren Schicht zu Erwerbsarbeit gezwungen, um den eigenen und den familiären Lebensunterhalt zu sichern. Die Frage, ob es sittlich angemessen sei, dass Frauen einer Erwerbsarbeit nachgehen oder nicht, ist für Zetkin nachrangig. Die Entwicklung sei nicht zurückzudrehen, deshalb müsse vielmehr in Konzentration auf die Gegenwart und Zukunft die häufig doppelte Ausbeutung von Frauen aufgrund ihres Geschlechts und ihrer Klassenzugehörigkeit bekämpft werden – und zwar indem das kapitalistische System umgewälzt werde. Diese Forderung wird auch an die Arbeiterbewegungen gerichtet, die häufig misogynie und Frauen ausschließende Politiken verfolgten. Ihnen sollte vor Augen geführt werden, dass sie mit einem Einbezug von Frauen an Kampfkraft für die Revolution gewinnen würden – es also in ihrem eigenen Interesse sei, Frauenarbeit wertzuschätzen und sich den Interessen der Frauen nicht entgegenzustellen.

Entgegen einer Fixierung der Frau auf die Tätigkeit der Mutter ging es den radikaleren Frauenbewegten eher um die Haushaltsarbeit. Diese werde, so die Einschätzung, noch stärker von Maschinisierung erfasst, und damit die Frauen zunehmend von diesen Aufgaben enthoben. Dies sei begrüßenswert, führe es doch zu einer Entlastung der Frauen. Es entstanden interessante Entwürfe, wie durch Kollektivierung, Institutionalisierung und nicht zuletzt auch weitere Technisierung die gesellschaftlich notwendig bleibenden Aufgaben wie Putzen, Kochen, Kinderbetreuung besser organisiert werden könnten.³

Die Figur der müßigen Hausfrau als Problem der modernen Frauenfrage zu verwenden, zeigt trotz dieser politischen Differenzen der Strömungen eines sehr deutlich: Haus- und Reproduktionstätigkeiten sind solche, auf die sich Frauen nicht gerne festlegen lassen wollen, weil sie in einer industrialisierten Gesellschaft mit einer Abwertung verbunden sind. Der Begriff Produktivität wird mithin in dieser Zeit von Frauenbewegten verwendet, um die bereits bestehende Partizipation von Frauen an den als öffentlich markierte Bereiche Lohnarbeit und Kulturschaffung aufzudecken – und sie weiter auszudehnen. Dafür war es nötig, dieser Teilhabe von Frauen eine Legitimation und Wertschätzung zu verschaffen,

³ Diese Idee wurde u.a. konkretisiert durch Charlotte Perkins Gilman und Lily Braun, aber auch Hedwig war dieser Überzeugung.

die sich aus verschiedenen Argumentationen speiste. Die Differenzen der Strömungen, die sich von dieser gemeinsamen Forderung abhoben, bestanden in der unterschiedlichen Betonung der Kategorie Klasse oder Geschlecht in der Argumentation für diese Forderung.

2. Kampagne Lohn für Hausarbeit: Die Produktivität der Reproduktion

In den 1970er Jahren formierte sich eine Neue Frauenbewegung, deren Diktum „Das Private ist politisch!“ bis heute von Feminist_innen in Anspruch genommen wird. Teile dieser Bewegung widmeten sich dem politischen Anteil des Privaten besonders in Hinsicht auf die Verwicklungen von Arbeit bzw. Ökonomie und Geschlecht. Die internationale Kampagne Lohn für Hausarbeit kann als ein Kristallisationspunkt jener Diskussionen betrachtet werden. Die Argumentationen in diesem Zusammenhang stehen in einer gebrochenen Kontinuität zu den sozialistischen Strömungen der früheren Frauenbewegung. Der Anschluss besteht in dem Anspruch, revolutionär zu wirken, statt reformerischer Verbesserungen innerhalb des schlechten Ganzen des Kapitalismus eine grundsätzliche Umwälzung dieser ökonomischen Verhältnisse anzustreben. Kritisiert wurden die früheren sozialistischen Ansätze jedoch für die sich abzeichnende Tendenz der Abwertung von Hausarbeit und besonders für die Verengung des Produktivitätsbegriffs auf Lohnarbeit. Dies schließt Teile der früheren sozialistischen Frauenbewegung ein, die die Unterdrückung von Frauen als sekundär gegenüber der Ausbeutung der Arbeiterklasse durch die Bourgeoisie betrachteten und Herrschaft qua Geschlecht als sogenannter Nebenwiderspruch erschien. Auch wenn der Begriff Hausarbeit bereits um 1900 leise in den Diskurs getreten war (vgl. Kuhn 1993, 46), wurde nun, in den 1970er Jahren, in aller Deutlichkeit der Begriff Arbeit auch für Tätigkeiten im Haus und in der Familie in Anspruch genommen. Reproduktionsarbeit sei in höchstem Maße produktiv, proklamierten die Protagonist_innen.⁴

Die Gestalt der Hausfrau war in den 1970ern dabei durchaus eine andere als die um 1900. Während Hausarbeit bis zum Ersten Weltkrieg in bürgerlichen Familien hauptsächlich in Form (häufig schlecht) bezahlter Erwerbsarbeit geleistet wurde, nämlich von Köch_innen, Kindermädchen und Dienstbot_innen, hatte sich in den 1970ern das Ideal der Kleinfamilie mit Vater, Mutter, Kindern allgemein durchgesetzt. Die Kritik an dem Familienmodell, in dem der Mann der Ernährer ist und die Frau nicht lohnarbeitet oder zuverdient, erhielt in den Analysen der Rolle der Frau nun große Aufmerksamkeit. Die Kritik der Arbeitsverhältnisse

⁴ Mit der Frage der Produktivität beschäftigten sich u.a. auch die feministisch-marxistischen Theoretikerinnen des sogenannten Bielefelder Ansatzes ausführlich, z.B. Veronika Bennholdt-Thomsen, Claudia von Werlhof und Maria Mies, die sich u.a. auf Rosa Luxemburg beziehen. Sie werden hier allerdings nicht detaillierter dargestellt.

von Frauen war ganz explizit auch eine an dem dominanten Modell der bürgerlichen Kleinfamilie.

Den theoretischen Aufschlag zu der Kampagne lieferte Mariarosa Dalla Costa mit ihrem Beitrag *Die Frauen und der Umsturz der Gesellschaft* im Jahre 1973. Sie untersuchte „die ‚Frauenfrage‘ im Gesamtzusammenhang der ‚Rolle der Frau‘, wie sie durch die kapitalistische Arbeitsteilung geschaffen wurde“ (Dalla Costa 1973, 27). Ihr galt die Hausfrau als die „zentrale Gestalt dieser Rolle der Frau“ (ebd.), die tendenzielle Abwertung von Haus- und Sorgearbeit in der Figur der müßigen Hausfrau wird jedoch bekämpft. In der marxistisch-sozialistischen wie der kapitalistischen Darstellung der Verhältnisse habe eine Unterbelichtung des reproduktiven Bereichs und eine Fortsetzung seiner Romantisierung als Ort der Erholung dazu geführt, ihn als unabhängig von der Produktionssphäre darzustellen insofern, dass er das Andere zur Arbeit sein soll. Dabei, so Dalla Costa weiter, haben die verschiedenen reproduktiven Tätigkeiten eine zentrale und eine tragende Funktion im Kapitalismus. Zu untersuchen sei, so Dalla Costa, „wie der Kapitalismus diese Familie und die Rolle der Frau geschaffen hat – und zwar beide als Moment ein und desselben Prozesses“ (Dalla Costa 1973, 28). Eine solche Untersuchung lieferten Gisela Bock und Barbara Duden in ihrem klassisch gewordenen Text „Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit“ zwei Jahre später. Sie zeigen historisch ausführlicher als Dalla Costa auf, wie mit der Durchsetzung des Kapitalismus seit dem 17. Jahrhundert die Zweiteilung der Sphären und die ihnen zugeordneten Geschlechter(rollen) etabliert wurden. Während Männer für den Arbeitsmarkt freigesetzt und entlohnt wurden, wurden Frauen als das Gegenbild konstruiert und an das Heim und die Liebe gebunden. Die Selbstverständlichkeit, mit der Hausarbeit als ‚Liebedienst‘ und eben nicht als Arbeit gilt, sollte in ihrer historischen Entstehung gezeigt werden (Bock/Duden 1977).

Zentrales Ziel in der Debatte um die Arbeit der Hausfrau war, die wechselseitige funktionale Bedingtheit von Erwerbsarbeit und Hausarbeit aufzuzeigen. Denn dass Menschen den Tag mit Lohnarbeit verbringen können, setzt voraus, dass es Menschen gibt, die sich um das Zuhause, um die Reproduktion der Arbeitskraft und den Nachwuchs kümmern. So argumentieren Federici und Cox in Anlehnung an Dalla Costa für die Produktivität von Haus- und Sorgetätigkeiten 1974 mit einem strukturellen Vergleich der Familie mit einer Fabrik, die sie „gesellschaftliche Fabrik“ nennen. Dort wird „das kostbarste Produkt“ erzeugt, „das es auf dem kapitalistischen Markt gibt: Arbeitskraft“ (Cox/Federici 2012, S. 111). Im Privatbereich werden Kinder zu pflichtbewussten Bürger_innen und Arbeiter_innen erzogen, hier sorgen die Frauen dafür, dass die Männer ihre Arbeitskraft auch am nächsten Tag wieder in der Fabrik oder im Büro einsetzen können. Die reproduktiven Tätigkeiten, die zuvor als Ausdruck des Wesens von Weiblichkeit oder als zu vernachlässigende und im Verlauf der Technisierung irrelevanter werdende Größe erschienen, werden nun zur Basis der gesellschaftlichen und im Besonderen kapitalistischen Organisation erklärt. Die Geschlechterfrage

wird nun nicht mehr, wie in der klassisch sozialistischen Analyse, als Nebenwiderspruch und sekundäres Herrschaftsverhältnis interpretiert oder essentielle Weiblichkeit als Quelle von Produktivität dargestellt, sondern zeigt vergeschlechtlichte Arbeitsteilung als konstitutives Element kapitalistischer Vergesellschaftung.

Da in den marxistischen Analysen – die auch in diesen Debatten dominierten – Lohn als die Scharnierstelle des kapitalistischen Ausbeutungsverhältnisses galt, lag die Forderung nach Lohn für die bisher unentgeltlich geleisteten „gesellschaftlichen Dienstleistungen“ (Dalla Costa 1973, S. 40) nahe. In einem 1977 in Deutschland kursierenden Flugblatt wurde verkündet:

„Hausarbeit ist die Schlüsselindustrie der Gesellschaft! Jetzt wollen wir etwas zurückhaben von dem, was wir produzieren. Alle Frauen sollen vom Staat bezahlt werden (...). Wir wollen Lohn für jede schmutzige Toilette, für jede schmerzhaft geburt, für jede freche Anmacherei und Vergewaltigung, für jede Tasse Kaffee und für jedes Lächeln.“ (Biermann/Bock 2010, S. 154)

Diese Forderung nach Bezahlung war allerdings umstritten. So verweist Alice Schwarzer darauf, dass Sexismus und sexuelle Ausbeutung nicht durch monetäre Entschädigung aufwiegbare sei. Darüber hinaus, so argumentiert Schwarzer, werde die Zuweisung von Frauen an die Hausarbeit durch Entlohnung zementiert statt bekämpft: „Hausfrauenlohn würde Frauen nicht befreien, sondern sie zusätzlich versklaven!“ (Schwarzer 2010, S. 157). Auf diese Gefahr hatte auch Dalla Costa bereits hingewiesen (Dalla Costa 1973, S. 42). Der zentrale Punkt des Kampfes um Anerkennung von Haus- und Erziehungstätigkeiten als Arbeit solle nicht durch die Einführung von Lohn stillgestellt werden. Und doch geht Schwarzers Vorschlag, die häusliche Arbeit zwischen den Geschlechtern umzuverteilen, an dem Punkt der marxistischer orientierten Diskutant_innen vorbei: Ihnen geht es zwar einerseits um die sogenannte Doppelbelastung und den Hinweis darauf, dass es für die meisten Frauen gar nicht die Entscheidung gibt, entweder Lohnarbeit oder Hausarbeit zu tun, sondern sie in den meisten Fällen beides erledigen müssen. Andererseits geht es ihnen aber im Speziellen auch um die besonderen Arbeitsbedingungen der Hausfrauen. Sie seien in ihren Kleinfamilien und Haushalten isoliert und von anderen Arbeitenden in der gleichen Lage abgetrennt. Diese Vereinzelung stelle eine besondere Hürde im Kampf um eine Verbesserung der Arbeitsbedingungen dar. Die Kampagne Lohn für Hausarbeit versuchte, die Hausfrauen (und das heißt hier: alle Frauen) unter einer Forderung zusammenzuführen und das Zuhause als Terrain für einen Kampf gegen kapitalistische Arbeit zu erschließen.

Eine weitere Kritik an der Kampagne stützt sich auf das Argument, dass Reproduktionsarbeit eine qualitativ andere Tätigkeit sei als Fabrikarbeit und sich nicht mit den klassischen Begriffen von Arbeit (inklusive der kritischen Fassung bei Marx) fassen lasse. So schreibt Carol Ascher (früher Lopate): „The home and

familiy have traditionally provided the only interstice of capitalist life in which people can possibly serve each other's needs out of love or care, even if it is often also out of fear and domination" (Ascher 1980, S. 267).⁵ Mit der Forderung nach Bezahlung werden sorgende Tätigkeiten dem Kapitalismus einverleibt und zu einer Ware gemacht, Lohn für Hausarbeit vergrößere also den Einzugsbereich des Kapitalismus, statt seine Überwindung zu befördern, so Ascher. Reproduktionsarbeit biete einen Blick auf „free and unalienated labor“ (ebd.), auf eine freie und unentfremdete Form der Arbeit, wie sie wünschenswert sei. Ascher betreibt damit jene Romantisierung von Haus- und Reproduktionsarbeit, die Bock, Duden, Federici und andere bekämpfen wollen.

Wie sich zeigt besteht abgesehen von dem Konsens, dass Frauen unberechtigterweise die Hauptlast der unbezahlten Reproduktionsarbeiten aufgebürdet wird, eine Differenz zwischen den Verfechter_innen und Kritiker_innen der Entlohnung von Hausarbeit. Während die Kritiker_innen für eine Umverteilung der Reproduktionstätigkeiten zwischen den Geschlechtern argumentieren, geht es denjenigen, die vor dem Hintergrund einer marxistischen Analyse für den Lohn argumentieren, um die radikale Umwälzung der ökonomischen Organisation. Kapitalismus wird die als untrennbar mit der vergeschlechtlichten Organisation verwoben angesehen. Die Begriffe Arbeit und Produktivität dienen hier als die Markierungen dieser Verwobenheit.

Dies hat Folgen für die politische Strategie. Wenn Reproduktionstätigkeiten als Arbeit anerkannt werden, können sie Streik als klassische Form des Arbeitskampfes für sich in Anspruch nehmen. So werden Frauen als „Subjekte der gesellschaftlichen Revolte“ (Dalla Costa 1973, S. 33) verstanden, weil ihre Arbeit in der Herstellung und Aufrechterhaltung der Arbeitskräfte besteht. Indem sie Haus- und Produktionsarbeit verweigern oder gar einen Gebärstreik⁶ durchführen, können sie das Kapital in Bedrängnis bringen. Alle Räder stehen still, wenn der starke Arm der Hausfrau es will – so könnte man den bekannten Arbeiterspruch abwandeln und das Motto der Lohn für Hausarbeit-Kampagne zusammenfassen. Damit, so ein weiteres Argument, werde es möglich, auch ohne die Zustimmung und/oder Mitarbeit von Männern und Vertreter_innen des Kapitals Hausarbeit als ein politisches Kampffeld zu etablieren.

⁵ Eigene Übersetzung: „Das Heim und die Familie haben traditionell die einzige Lücke im kapitalistischen Lebens bereit gestellt, in der Menschen sich überhaupt gegenseitig ihren Bedürfnisse aufgrund von Liebe oder Fürsorge widmen können, auch wenn es häufig auch aus Angst und Herrschaft geschieht.“

⁶ Dieser muss nicht immer als solcher gekennzeichnet sein. Federici spricht auch von einem stillen Gebärstreik und bietet damit eine alternative Interpretation des Fakts, dass die Geburtenrate zurückgeht, weil Frauen sich entscheiden, keine Kinder zu bekommen oder erst später, weil sie sich nicht mehr doppelt ausbeuten lassen wollen (vgl. Federici 2012b, 74).

Entgegen den dargestellten Diskussionen vom Beginn des Jahrhunderts dominiert in den Texten aus dieser Zeit nicht die Gegenüberstellung von Klasse und Geschlecht. Vielmehr gibt es eine Versämtlichung und Kollektivierung über Geschlecht – ein ‚wir Frauen‘ erscheint durchgängig in den Texten der Kampagne und die Kategorie Klasse wird in den Hintergrund gedrängt. Dalla Costa erhebt Hausarbeit zu dem Merkmal, das das Geschlecht Frau bestimmt: „Wir gehen davon aus, daß alle Frauen Hausfrauen sind; sogar diejenigen, die außerhalb des Hauses arbeiten.“ (Dalla Costa 1973, S. 27) Die Rolle der Frau auf diejenige zu verkürzen, die sie innerhalb bürgerlicher Kleinfamilien hat, produziert jedoch potentiell einen strukturellen Ausschluss: Es gibt durchaus Frauen, die nicht in dieses Familienmodell eingebunden sind. Stärker noch zeigt sich diese Tendenz zur Homogenisierung der Situation von Frauen in der Aussage Selma James’: „Alle Frauen wollen jedoch ein Heim und eine Familie.“ (James 1973, S. 69)

Festzuhalten ist, dass die Kampagne Lohn für Hausarbeit eine Unordnung in die klassische Trennung von Produktions- und Reproduktionsbereich gebracht hat, indem kapitalistische Vergesellschaftung als Prozess gezeigt wird, der in der Gegenwart kein Außen kennt. Mit der Forderung nach Lohn wird die Anerkennung der Produktivität von Hausarbeit eingefordert – das eigentliche Ziel ist es jedoch, den Kapitalismus dadurch zur Implosion zu treiben und kapitalistische (Lohn)Arbeit ganz abzuschaffen. Die Struktur der Familie als Ein-Ernährer-Modell wurde angegriffen und kritisiert, Konzepte von Männlichkeit und Weiblichkeit und die ideologischen Grundlagen von Familie wurden in ihrem historischen Gewordensein betrachtet – es sind diese Themen, die auch in dem Konzept Sexuell Arbeiten mit einer veränderten, postmarxistischen, Perspektive aufgenommen wurden.

3. Sexuell Arbeiten: Die Produktivität der Subjekte und der Heteronormativität

Die Diskussionen und theoretischen Rahmen sowohl zur Analyse des Kapitalismus als auch der Geschlechterverhältnisse haben sich seit den 1970er Jahren vervielfältigt und ausdifferenziert. Im Folgenden soll auf den Begriff Sexuell Arbeiten eingegangen werden, der von Pauline Boudry, Brigitta Kuster und Renate Lorenz Ende der 1990er Jahre entworfen wurde. Die Bezüge und Abgrenzungen auf vorangegangene feministische und ökonomiekritische theoretische Referenzrahmen sind vielfältig und das Konzept Sexuell Arbeiten ist weniger ein abgerundetes und kohärentes Konzept, als vielmehr ein Versuch in vorherigen Debatten bereits andiskutierte Fragen unter veränderten theoretischen Vorzeichen und mit einer neuen Perspektive aufzunehmen.

Produktivität nimmt insofern eine Schlüsselrolle in diesem Konzept ein, als die Autorinnen damit nicht nur die Arbeit an Dingen, sondern zentral auch die

Arbeit an sich selbst, an den Subjekten, bezeichnen. „Wenn wir darüber nachdenken, Arbeit anders zu organisieren, können wir die Subjekte selbst und ihr Verhältnis zu Arbeit (...) nicht übergehen.“ (Boudry/Kuster/Lorenz 2000, S. 7) In dem ersten Sammelband mit dem Titel Reproduktionskonten fälschen! Heterosexualität, Arbeit & Zuhause versammeln die Autorinnen Texte, die nach Aussage der Herausgeberinnen die Gemeinsamkeit aufweisen, dass sie „die selbstverständliche Schubladisierung der analysierten Situationen in die Bereiche öffentlich/privat, sachlich/emotional, sozial/persönlich unselbstverständlich (machen). Das Zuhause wird als Arbeitsplatz, der Arbeitsplatz als Zuhause untersucht.“ (Boudry/Kuster/Lorenz 2000, S. 35). In der Überzeugung, dass auch im Zuhause und Privaten Arbeit erbracht werde, stimmen die Autorinnen also mit den Protagonist_innen der Kampagne Lohn für Hausarbeit überein. Sie grenzen sich jedoch von der Auffassung von Herrschaft ab, die sie von ihren marxistischen Vorgänger_innen verfochten sehen, indem sie betonen, wir, die Arbeitenden, seien „nicht (nur) als Opfer von Zwängen (...), die uns von ‚Kapitalisten‘ aufgedrückt werden“ (Boudry/Kuster/Lorenz 2000, S. 7). Dass die marxistisch orientierten Feminist_innen einen solch klaren Begriff von personeller Herrschaft hätten, ist durchaus eine Unterstellung – vielmehr betonten gerade Dalla Costa und Federici und Cox, dass Kapitalismus und geschlechtliche Arbeitsteilung nicht auf die Intentionen Einzelner zurückgehen, sondern Strukturmomente der gegenwärtigen Organisation von Lohnarbeit und Familie darstellen.⁷ Die Vermittlungsinstanz Familie, die für die kapitalismuskritischen Schriften der Kampagne zentral waren, erhalten in dem Konzept Sexuell Arbeiten keine besondere Aufmerksamkeit. Dies mag einem Zugeständnis an die aktuelle gesellschaftliche Entwicklung geschuldet sein, in der das Ein-Ernährer-Modell durch ein Adult-Worker-Modell ersetzt wird. In letzterem werden alle Erwachsene vorrangig als Erwerbstätige und nicht als Mitglieder einer Familie mit spezifischen Rollen adressiert. Dass dieses Modell jedoch keineswegs als durchgesetzt angesehen werden kann und eigene Schwierigkeiten, zum Beispiel Vereinbarkeitsproblematiken, enthält, bleibt damit in dem Konzept weitgehend außen vor.

Die Abgrenzung gegenüber einigen Analysen der Kampagne ist folglich bedeutungsvoll in Bezug auf die Perspektive, die die Autorinnen einnehmen. Sie fragen weniger nach der strukturellen Ebene von geschlechtlicher Arbeitsteilung sondern verschieben die Frage auf die Weisen und Normen, die sich in der Produktion und Reproduktion von Subjektivitäten zeigen. Dementsprechend wird der Produktivitätsbegriff angepasst und in der zweiten Veröffentlichung *Sexuell*

⁷ Dies ist explizit bei Dalla Costa nachzulesen: Männer besetzen die spezifische Rolle als Ehemänner und Väter ein, die für sie durch die Organisation der Lohnarbeit bereitgestellt wird. Auch weist sie wiederholt daraufhin, dass es sich bei dem Kampf gegen Hausarbeit und die derzeitige Organisation der Familie um einen handelt, in dem Frauen zwar die Akteurinnen sind, sie aber ein geschlechterübergreifendes Interesse vertreten (Dalla Costa 1973, S. 42, 45, 48). Männer werden explizit als potentielle Unterstützer des Kampfes adressiert (ebd, S. 53f.).

Arbeiten. Eine queere Perspektive auf Arbeit und prekäres Leben (2007) konstatieren Kuster und Lorenz, dass sexuelle Arbeit „doppelt produktiv sei“, „sie produziere eine verkörperte, vergeschlechtlichte, sexuelle Subjektivität und sie stelle zugleich Produkte her“ (Lorenz/Kuster 2007, S. 14). Wobei unter Produkten hier wohl Güter materieller Art, aber auch Dienstleistungen verstanden werden.

Mit ihrem Begriff Sexuell Arbeiten möchten die Autorinnen den Komplex Geschlecht und Arbeit insofern neu aufrollen, als sie sich weniger auf den Zwang als auf die ‚Freiwilligkeit‘ konzentrieren, die Individuen dazu bringt, ‚gute Arbeit‘ zu leisten – und wie dabei Geschlechter herstellen. Hinsichtlich dieser Perspektive sind die Autorinnen im Zusammenhang mit einigen Analysen zu verstehen, die unter dem Begriff Postfordismus und Neoliberalismus verhandelt werden. In diesen Debatten, die häufig postmarxistisch genannt werden, wird das Symbol der Fabrik für die aktuelle kapitalistische Produktionsweise und als Sinnbild für Arbeit – meines Erachtens vorschnell – ad acta gelegt. Zudem betonen die Theoretiker_innen dieses Aktualisierungsversuches, dass Arbeitsverhältnisse, zumindest in einigen Bereichen, neuen Imperativen folgen: Flexibilisierung, Individualisierung und (zumindest vorgeblicher) Enthierarchisierung (vgl. Bachinger 2011, S. 5). Diese neuen Arbeitsformen und -bedingungen zeichneten sich mithin durch einen veränderten Zugriff auf das Subjekt aus. Die Einzelnen gelten nicht mehr als Arbeitskraftbehälter, die durch Disziplinierung in eine Form gepresst werden (eine davon ist Geschlecht), sondern werden in ihrer Persönlichkeit angerufen. Sie sollen ihre Kompetenzen und ihre Fähigkeiten als Individuum einbringen. An diesen Prozessen ist das Konzept Sexuell Arbeiten vornehmlich interessiert, vor allem an den Persönlichkeitsanteilen, die durch Geschlecht und Sexualität geprägt sind.

Bezüglich ihrer Auffassung von Geschlecht nehmen die Autorinnen zudem starken Bezug auf Teile einer sozialkonstruktivistischen Theoriebildung, die sich mit Geschlecht als Prozess der Vergeschlechtlichung befassen. Aus dieser Perspektive heraus wird der Blick „auf die Vergeschlechtlichung von Arbeit ebenso (...) wie auf die Arbeit, die nötig ist, um Geschlecht hervorzubringen“ (Wetterer 2009, S. 45) gerichtet. Besonders deutlich wird dabei die Rolle von interaktiver Subjektkonstitutionen herausgestellt und damit verbunden das Phänomen, dass Geschlecht zugleich eine Voraussetzung und ein Ergebnis von Handeln ist. Die Annahme, „Geschlecht sei nicht nur eine Ressource der arbeitsteiligen Struktur- und Statusdistribution, sondern die Arbeitsteilung sei ihrerseits eine Ressource der Geschlechterkonstruktion“ (ebd.) ist Kern dieses Analyserahmens. In dem Konzept Sexuell Arbeiten sollen also Analysen der vergeschlechtlichten Arbeit das Vorhandensein und die Differenz von Männern und Frauen nicht voraussetzen. Statt dessen solle der Blick darauf gerichtet werden, wie diese Zweigeschlechtlichkeit sich zwar zum einen im Feld der Arbeit niederschlägt, aber umgekehrt auch dort erst produziert wird.

Die Produktivität, die in der sexuellen Arbeit stecke, generiert sich, so die Autorinnen, aus der Norm der Heterosexualität. Sie dient als Matrix, anhand derer Vergeschlechtlichung vonstatten geht. Wobei sie mit sexuell ausdrücklich nicht nur sexuelle Praktiken, sondern umfassendere soziale Handlungen verstehen: „Heterosexualität zu untersuchen, so etwa Stevie Jackson, heiße nicht bloß nachzugucken, wer was im Bett macht, sondern wer das Bad putzt und wer sich um wen kümmert“ (Boudry/Kuster/Lorenz 2000, 12). Heterosexualität beinhaltet für die Autorinnen ebenso die Vorstellung einer binären Zweigeschlechtlichkeit, das heißt, dass es zwei Geschlechter gebe, die ausreichend eindeutig voneinander unterschieden werden können und jeder Mensch einem dieser Geschlechter zugehörig sei. Darüberhinaus beinhaltet sie als meist unausgesprochene Vorannahme, dass Menschen heterosexuell sind, d.h. dass Männer Frauen begehren und umgekehrt. Heterosexualität und Geschlecht werden hier als eng verwobene Phänomene gefasst. Insofern entwerfen die Autorinnen kein inhaltlich vollkommen neues Konzept vergeschlechtlichter Arbeitsteilung, vielmehr handelt es sich um die Setzung eines Akzents. Sexualität, durchaus ein traditionsreiches Motiv feministischen und auch ökonomiekritischen Denkens und Handelns, wird in diesem Konzept in den Mittelpunkt gerückt. Sie wird aber nicht (nur) als eine Interaktionsform zwischen Menschen gefasst, sondern in seiner konstitutiven Leistung für Geschlechterverhältnisse allgemein betont. In der Zusammenführung von Sexualität und Arbeit wird erstere expliziter als zuvor aus dem Bereich des Privaten in den des Öffentlichen hereingeholt. Die Selbstdarstellung der Subjekte als Mensch mit einem Geschlecht ist ein allgegenwärtiges und für gelingende Interaktion meistens notwendiges Element und spielt gerade auch in Arbeitsverhältnissen eine große Rolle. Die Autorinnen beziehen sich dabei auf den Begriff ‚emotionale Arbeit‘ von Arlie Russel Hochschild. Sie untersuchte in ihrem Buch *Das gekaufte Herz*, wie die Ausübung sogenannter typisch weiblicher Eigenschaften und Kompetenzen, zum Beispiel Emotionalität und Fürsorglichkeit, für kapitalistische Zwecke dienstbar gemacht werden (vgl. Hochschild 1990). Im Berufsbild Flugbegleiterin, das Hochschild untersucht, haben diese emotionalen Tätigkeiten einen zentralen Stellenwert, die Verkörperung eines Geschlechts ist Teil der Lohnarbeit. In der Selbstdarstellung beispielsweise als Frau inbegriffen ist jedoch, so die These von Boudry, Lorenz und Kuster, auch eine heterosexuelle Komponente, denn zum Beispiel das Flirten mit männlichen Kunden wird von weiblichen Angestellten eher erwartet als von Männern, bei denen ein solches Verhalten wohl häufig zu Irritationen führen würde.

Sexuell Arbeiten geht in höherem Maße als die feministischen Vorgänger_innen auf die Rolle ein, die Geschlecht nicht nur für die Trennung der Sphären Privatheit und Öffentlichkeit oder der Vergeschlechtlichung verschiedener Berufszweige hat, sondern kann zumindest potentiell auch eine sehr differenzierte Betrachtung auf die Heterogenität von vergeschlechtlichten Anrufungen an die

Einzelnen zur Verfügung stellen. Einer Homogenisierung, wie sie sich in der Kampagne Lohn für Hausarbeit findet, wird dadurch vermieden.

Die Ausrichtung auf die Freiwilligkeit von Subjekten, gute Arbeit zu leisten und sich als Geschlecht darzustellen, birgt jedoch auch einige Probleme, die sich besonders in der späteren Fassung des Begriffs Sexuell Arbeiten zeigen. In der Einleitung zum zweiten Buch wird auf eine Ausweitung des Arbeitsbegriffs hingearbeitet. Dieser Impuls stammt aus der Einsicht, dass Diskriminierung ein unzureichender Begriff ist, wenn man sich Hierarchisierungen im Bereich Arbeit widmet, erläutert Lorenz in einem Interview (Wünsch 2008, S. 35). Die Autorinnen verfolgen in Hinsicht auf die Produktivität der Subjektivierungen nicht vorrangig das Ziel, Ausschlüsse oder Abweichungen aufzudecken, sondern möchten die „Normalitäten“ (ebd.) in den Blick nehmen, denen sich die Subjekte sozusagen freiwillig unterwerfen und versuchen, den an sie gestellte Anforderungen ‚gut‘ zu arbeiten und ein ‚eindeutiges‘ Geschlecht zu sein gerecht zu werden.

Der Begriff Arbeit wird von Lorenz und Kuster in Folge dieses Perspektivwechsels in „Aufwand“ (Lorenz/Kuster 2007, S. 20) umgedeutet – was eine Tendenz des Konzepts verstärkt, der bereits in den früheren Fassungen angelegt war, indem Arbeit mit Selbstdarstellung und Subjektsein identifiziert wurde. Im Grunde kann in dieser Fassung jede Lebenstätigkeit als Arbeit bezeichnet werden, was eine scharfe Analyse der Rolle von Arbeit (beziehungsweise der Arbeiten im Privaten und Öffentlichen) in seiner kapitalistischen Form verhindert. Zu diesem Problem tritt noch hinzu, dass die Autorinnen dazu tendieren, unter dem Begriff der Arbeit die qualitativen Unterschiede zwischen den Tätigkeiten im Privaten und im Öffentlichen völlig zu negieren. War es in der Kampagne Lohn für Hausarbeit ein Akt der Aufwertung, die Haushalt und Erziehung als Arbeit zu bezeichnen, dient er im Konzept Sexuell Arbeiten eher einer weitgehenden Entdifferenzierung der Sphären und suggeriert eine Austauschbarkeit. Die Autorinnen stützen sich hier wiederum auf Arlie Hochschild, die eben diese Entwicklung nahelegt: die Subjekte fühlen sich auf der Arbeit zu Hause und zu Hause mit Arbeit überhäuft (vgl. Hochschild 2000). Diese Wahrnehmungen von Einzelnen jedoch belegen jedoch nicht die Umkehrung oder Austauschbarkeit der Funktion der beiden Sphären im Kapitalismus, sondern zunächst nur, dass die romantisierende Imagination des Zuhauses als Ort des Ausruhens einer androzentrischen Sichtweise entspricht.

Politische Strategien im Zusammenhang mit Sexueller Arbeit werden von den Autorinnen in der früheren Fassung von dem Ausgangspunkt her betrachtet, dass die Arbeit im Privaten und im Öffentlichen das Merkmal teilen, dass sie durch Verträge geregelt sind – wenn diese auch im Zuhause meist unausgesprochen und informell sind. Sowohl in der Aushandlung als auch in der Erfüllung bzw. Nichterfüllung der Verträge sind die Subjekte aktiv, haben Handlungsspielraum. Die

Autorinnen fordern keinen Lohn, erkennen aber bei der Kampagne Lohn für Hausarbeit eine „kluge Strategie“:

„Wenn die Kontrolle über abstrakte Ressourcen wie Lebenszeit oder persönliche Ressourcen wie Gespräche und Emotionen nach den Regeln des Tauschs beschrieben werden, können erst die Hierarchien und gegenwärtigen Abhängigkeiten der Bereiche Erwerbsarbeit und Zuhause angesprochen oder auch zurückgewiesen werden.“ (Boudry/Kuster/Lorenz 2000, 34)

Arbeitsverweigerung und Vertragsbruch erscheinen als die Praxis dieser Kritik – durchaus ähnlich also zu dem Vorschlag der Kampagne und ähnlichen feministischen Entwürfen. Allerdings werden sie, besonders in der späteren Fassung des Konzepts Sexuell Arbeiten, eher als eine individuelle denn kollektive Strategie aufgenommen. Die Verweigerung, sich einem eindeutigen Geschlecht zuzuordnen, ist besonders durch die Queertheorie und-politik zu einem politischen Mittel geworden, das statt der strukturellen die individuelle Ebene von Widersetzung gegen Anrufungen und Normen betont. Wie jedoch mit dieser Praxis nicht nur das (Hetero)Sexuelle, sondern auch die Arbeit, respektive der Aufwand, bestreikt wird, bleibt in dem Konzept unklar.

Die Weiterführung und Wiederaufnahme von Ansätzen feministischer Ökonomiekritik unter einer heteronormativitätskritischen und subjektorientierten Perspektive verspricht, die Auseinandersetzungen theoretisch zu bereichern und zu aktualisieren. Allerdings, und das deutete sich in den einleitenden Bemerkungen schon an, droht der Versuch der Vereinigung sehr disparater Theorien und Ansätze – von Materialismus über Konstruktivismus hin zu Neoliberalismus und Heteronormativitätskritik – in einem Konglomerat zu enden, dessen Begriffe einen Mangel an Präzision aufweisen. Arbeit in seiner Funktion für Kapitalismus wird mit dem aufgeweichten Verständnis von Aufwand gar nicht mehr angreifbar. Die Verwendung des Begriffs der Arbeit in der Kampagne Lohn für Hausarbeit zielte sehr stark auf eine, wie erwähnt zum Teil undifferenzierte, Kollektivierung von Frauen in ihrer Gemeinsamkeit als Hausarbeiterinnen. Der gegen eine unberechtigte Vernachlässigung der Differenzen innerhalb der Kategorie Frau angetretene Ansatz Sexuell Arbeiten untergräbt im Effekt diese gemeinsame Basis ohne eine Alternative für angemessenere Politikformen vorzuschlagen.

4. Zusammenfassend: Die politische Produktivität des Produktivitätsbegriffes

Die Inanspruchnahme von Produktivität lässt sich zusammenfassend als eine Strategie innerhalb feministischer Diskussionen beschreiben, die sich in dem Bestreben nach Aufwertung von Reproduktionstätigkeiten und der Herstellung von Geschlecht selbst als durchaus produktiv erwies. Nicht unbedingt, weil sie ihr Ziel erreicht hat, sondern vor allem, weil sie die Debatten über vergeschlecht-

lichte Arbeit (Steilung) befeuerte und sie damit als Teil von Herrschaftsverhältnissen sichtbar machte. Wer und was produktiv ist, unterlag und unterliegt dabei Verschiebungen, die nicht zuletzt auch Konsequenzen für die Ansätze politischer Aktionen – zum Beispiel Streik – beinhalten. In diesen Überlegungen spielt immer auch eine Rolle, wer als Mitkämpfer_in und Bündnispartner_in in Frage kommt. Diese ergeben sich einerseits aus den Analysen des ökonomischen Systems wie aus denen von Geschlecht und können als Grenzziehungsprozesse verstanden werden, die Ein- und Ausschlüsse erzeugen. Aus dieser Perspektive lassen sich verschiedene Tendenzen in den Konzepten finden, die hier abschließend dargestellt werden.

Die sozialistischen Teile der frühen Frauenbewegung wollten eine Vereinigung der lohnarbeitenden Frauen mit ihren männlichen Kollegen aus der Arbeiterklasse erreichen, der allein ein Potential zu einer Überwindung der kapitalistischen Herrschaft zugesprochen wurde. Die Frauenfrage als hauptsächlich ökonomisch bestimmte folgt der These, dass die Benachteiligung und der Ausschluss von Frauen ein Nebenwiderspruch neben dem Hauptwiderspruch des Kapitalismus sei, d.h. mit der Überwindung des Kapitalismus auch die Geschlechtergleichheit hergestellt sei. Der theoretische Schluss und zugleich die politische Strategie, die daraus folgt, ist die lohnarbeitende Bevölkerung unter der Kategorie der Arbeiterklasse zusammenzuführen. Die Unterdrückung von Frauen wurde nicht als ein mit einer eigenen Dynamik ausgestattetes Herrschaftsverhältnis begriffen und deshalb die Abgrenzung zu bürgerlichen Frauen immer wieder betont. So verständlich das Bestreben ist, die frauenfeindlichen Haltungen bei den eigenen Genossen als unrechtmäßig zu kennzeichnen, so wenig überzeugend ist die Annahme, dass Geschlechtergerechtigkeit mit der Abschaffung des Kapitalismus automatisch hergestellt sei. Dagegen konzentrierte sich die bürgerliche Frauenbewegung sehr stark auf die Kategorie Geschlecht, folgte dabei aber meist einem dualistischen Verständnis von wesenhafter Geschlechtlichkeit und polar gedachten Geschlechtscharakteren (vgl. Hausen 1976). In der bürgerlichen Strömung, denen es nicht um die Abschaffung des Kapitalismus ging, speiste sich das Produktivitätspotential der Frauen wiederum gerade nicht aus der Gleichstellung mit den Männern (und schon gar nicht in der Arbeiterklasse), sondern aus der Differenz: Frauen könnten qua Geschlecht auf ganz andere Weise als Männer produktiv werden, in der Politik, der Bildung, der Kultur, ganz besonders aber in der Familie. Als Gemeinsamkeit wirkt hier das Geschlecht, die Beziehung zwischen bürgerlichen und proletarischen Frauen nahm eine paternalistische oder pädagogische Form an, indem die Bürgerlichen sich zur Aufklärung und Erziehung der niederen Schichten berufen fühlten.

Die Kampagne Lohn für Hausarbeit hob ihre Stimme mit dem Anspruch, für alle Frauen zu sprechen. Sie überwand damit die frühere Gegenüberstellung der Trennung von proletarischen und bürgerlichen, von Frauen mit und ohne Erwerbstätigkeit. Übernommen wird jedoch der Grundgedanke, dass erst über die

Anerkennung der Tätigkeiten als Arbeit revolutionäres Potential entwickelt werden könne. Der Lohn wurde als Scharnierstelle der kapitalistischen Verhältnisse auf struktureller Ebene in den Vordergrund gerückt. Dass eine konsequente Umsetzung der Lohnforderung für alle, auch für die Zuhause Arbeitenden, das System sprengen würde, war den Protagonist_innen bewusst – eben deshalb wurde die Forderung gestellt. Bei der Kampagne Lohn für Hausarbeit ist allerdings deutlich, dass sie mit ihrer Konzentration auf die strukturelle und funktionale Ebene der Geschlechterordnung die Binnendifferenzierungen innerhalb der Kategorie vernachlässigte. Die Stellungnahmen der Kampagne tendierten dazu, die Situationen von Frauen zu homogenisieren, indem Frauen unter dem Begriff der Hausfrau zusammengefasst wurden. In den Analysen der Rolle der Frau und der Familie in kapitalistischer Vergesellschaftung wurde darüberhinaus die heterosexuelle Kleinfamilie zwar kritisiert, die Vorstellung binärer Geschlechter jedoch häufig ausgelassen.

In dem Konzept Sexuell Arbeiten wird diese Heteronormativität explizit gemacht und stärker auf die Binnendifferenzierungen innerhalb der Kategorie Frau hingewiesen. Allerdings zeichnet sich in diesem Konzept eine Tendenz zur Individualisierung ab, die sich aus der Schwerpunktsetzung auf das Subjekt ergibt. Besonders augenfällig wird diese Verschiebung von der strukturellen auf die individuelle Ebene im Begriff der Arbeit. Wenn Arbeit als Aufwand gefasst wird, und dieser Aufwand sich in der Interaktion und Selbstdarstellung realisiert, geht der Blick auf Geschlecht als Strukturkategorie verloren, d.h. der hierarchisierende Effekt von Zweigeschlechtlichkeit (oder auch anderen ungleichheitsgenerierenden Kategorien) ist kaum noch zu fassen. In den Aussagen der Autorinnen dieses Konzepts wird deutlich, dass alle Menschen sexuelle Arbeit zu leisten haben, selbst wenn sie die heteronormative Norm erfüllen. Dies gilt für Frauen wie für Männer, das historisch Spezifische der Arbeit von Frauen kommt in einer verallgemeinerten Form des Subjekts kaum noch vor. Warum also die bisherige vergeschlechtlichte Arbeit zu kritisieren ist, bleibt in gewisser Weise unbegründet.

Darüberhinaus ist zu kritisieren, dass der Begriff Arbeit hier so weit ausgedehnt wird, bis er von Handlung kaum noch zu unterscheiden ist, jede Lebensäußerung kann als Arbeit gefasst werden. Tauschen am Ende auch Freundinnen emotionale Dienstleistungen wie Zuhören und Geburtstagskuchen-Backen? Gegen diese Entgrenzung des Arbeitsbegriffes bräuchte es eine präzisere Bestimmung dessen, wodurch Arbeit charakterisiert ist.

Gegenwärtig erfolgt unter dem Begriff Care eine Wiederbelebung des Bemühens, die Wertigkeit von Produktion und Reproduktion zu analysieren und zu verändern, den „Zusammenhang von Lohnarbeit, unbezahlter Versorgungsarbeit und Geschlecht (...) in den Tiefenstrukturen der modernen kapitalistischen Gesellschaft zu suchen“ (Lenz 2010, 148) – und idealerweise neu zu gestalten oder

zu zerbrechen.⁸ Statt einer Fokussierung auf Arbeit und Produktivität findet hier eher eine Ausrichtung auf die Frage statt, welche kurz- und langfristigen Veränderungen in den gegenwärtigen Verhältnissen vorgenommen werden müssen, um Menschen ein bedürfnisorientiertes Leben zu gewährleisten. Arbeitsbedingungen hier und jetzt zu verbessern und zugleich zu hinterfragen, warum Tätigkeiten erst dann eine positive Bewertung erfahren, wenn sie als Arbeit – und eben am besten produktive – gekennzeichnet werden, bleibt die bestehende Aufgabe. Eine kritische Auseinandersetzung mit historischen Modellen schadet dabei auf jeden Fall nicht. Wertschätzung und Wert von der Begrifflichkeit Produktivität zu lösen kann ein Weg für eine feministische Politik sein, um bezüglich einer Enthierarchisierung von Geschlechtern voranzukommen.

Literatur

- Ascher, Carol (1980): Women and Pay for Housework. In: Edith Hoshino Altbach (Hrsg.): From Feminism to Liberation. Cambridge, Massachusetts, S. 263-269.
- Bachinger, Almut (2011): Lohn für Hausarbeit reloaded. Die Debatte um den Lohn für Hausarbeit und was daraus wurde. In: Grundrisse. Zeitschrift für linke Theorie & Debatte, H. 37. Online unter: http://www.grundrisse.net/grundrisse37/Lohn_fuer_Hausarbeit.htm (24.09.2014)
- Biermann, Pieke/Bock, Gisela (2010): Auch in Deutschland gibt es jetzt eine Kampagne um Lohn für Hausarbeit vom Staat für alle Frauen (1977). In: Lenz, Ilse: Die Neue Frauenbewegung in Deutschland. Abschied vom kleinen Unterschied. Eine Quellensammlung. 2., akt. Auflage. Wiesbaden. S. 154-155.
- Bock, Gisela/Duden, Barbara (1977): Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus. In: Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität. Berlin, S. 118-199.
- Boudry, Pauline/Lorenz, Renate/Kuster, Brigitta (2000) (Hrsg.): Reproduktionskonten fälschen! Heterosexualität, Arbeit & Zuhause. 2. Auflage. Berlin.
- Boudry, Pauline/Lorenz, Renate/Kuster, Brigitta (2000): I cook for sex – Einführung. In: Boudry/Lorenz/Kuster 2000, S. 6-35.
- Cox, Nicole/Federici, Silvia (2012): Counter-Planning from the Kitchen (1974). In: Federici, Silvia: Aufstand aus der Küche. Reproduktionsarbeit im globalen Kapitalismus und die unvollendete feministische Revolution. Berlin. S. 106-127.
- Dalla Costa, Mariarosa (1973): Die Frauen und der Umsturz der Gesellschaft. In: Dies./James 1973, S. 27-66.
- Dalla Costa, Mariarosa/James, Selma (1973): Die Macht der Frauen und der Umsturz der Gesellschaft. Berlin.

⁸ Für die neuesten Entwicklungen in dieser Richtung, zu der die Care Revolution zählt, siehe den Beitrag von Jette Hausotter in diesem Band.

- Dohm, Hedwig (1913): *Der Frauen Natur und Recht* (1876). 2. Auflage. Berlin.
- Federici, Silvia (2012): Die Reproduktion der Arbeitskraft im globalen Kapitalismus und die unvollendete feministische Revolution. In: Federici, Silvia: *Aufstand aus der Küche. Reproduktionsarbeit im globalen Kapitalismus und die unvollendete feministische Revolution*. Berlin. S.21-86.
- Gildemeister, Regine (2001): Soziale Konstruktion von Geschlecht: Fallen, Mißverständnisse und Erträge einer Debatte. In: Rademacher, Claudia/Wiechens, Peter (Hrsg.): *Geschlecht – Ethnizität – Klasse. Zur sozialen Konstruktion von Hierarchie und Differenz*. Opladen. S. 65-87.
- Hausen, Karin (1976): Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Conze, Werner (Hrsg.): *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*. Stuttgart. S. 363-393.
- Hochschild, Arlie Russell (1990): *Das gekaufte Herz. Zur Kommerzialisierung der Gefühle*. Frankfurt/Main.
- Hochschild, Arlie Russell (2000): Bei der Arbeit zu Hause. In: Boudry/Lorenz/Kuster 2000, S. 64-87.
- James, Selma (1973): Der Platz einer Frau. In: Dalla Costa, Mariarosa/dies.: *Die Macht der Frauen und der Umsturz der Gesellschaft*. Berlin. S. 67-88.
- Kuhn, Bärbel (1993): „Vom Schalten und Walten der Hausfrau“. Hausarbeit in Rat, Tat und Forschung im 19. und 20. Jahrhundert. In: Bolognese-Leuchtenmüller, Birgit/Mitterauer, Michael (Hrsg.): *Frauen-Arbeitswelten. Zur historischen Genese gegenwärtiger Probleme*. Wien. S. 35-41.
- Kuster, Brigitta/Lorenz, Renate (2007): *Sexuell Arbeiten. Eine queere Perspektive auf Arbeit und prekäres Leben*. Berlin.
- Lenz, Ilse (2010): Die Neue Frauenbewegung macht sich an die Arbeit. In: Dies.: *Die Neue Frauenbewegung in Deutschland. Abschied vom kleinen Unterschied. Eine Quellensammlung*. 2., akt. Auflage. Wiesbaden. S. 145-175.
- Nave-Herz, Rosemarie (1997): *Die Geschichte der Frauenbewegung in Deutschland*. 5. Auflage. Hannover.
- Schwarzer, Alice (2010): Hausfrauenlohn? (1977). In: Lenz, Ilse: *Die Neue Frauenbewegung in Deutschland. Abschied vom kleinen Unterschied. Eine Quellensammlung*. 2., akt. Auflage. Wiesbaden. S. 156-158.
- Simmel, Georg (1985): *Weibliche Kultur* (1902). In: Ders.: *Schriften zur Philosophie und Soziologie der Geschlechter*. Hrsg. v. H.J. Dahme u. K.C. Köhnke. Frankfurt am Main. S. 159-176.
- Scheler, Max (1915): Zum Sinn der Frauenbewegung. In: Ders.: *Aufsätze und Abhandlungen*. Leipzig.
- Wetterer, Angelika (2009): Arbeitsteilung & Geschlechterkonstruktion – eine theoriegeschichtliche Rekonstruktion. In: Aulenbacher, Brigitte/Wetterer, Angelika (Hrsg.): *Arbeit. Perspektiven und Diagnosen der Geschlechterforschung*. Münster. S. 42-63.
- Wünsch, Michaela (2008): Sexuelle Arbeit. Im Gespräch mit Renate Lorenz. In: Behrens, Roger/Büsser, Martin/Engelmann, Jonas/Ullmaier, Johannes: *textcard #17: Sex*. Mainz. S. 35-41.
- Zetkin, Clara (1889): *Die Arbeiterinnen- und Frauenfrage der Gegenwart*. Berlin.

Die Care Bewegung: politischer Gegenwind zur Krise sozialer Reproduktion

JETTE HAUSOTTER

1. Das Private ist ökonomisch

Die Wirtschafts- und Finanzkrise hat unmittelbare Auswirkungen auf den Lebensalltag unzähliger Menschen. So titelte *Spiegel Online* mit Blick auf Einsparungen in den Gesundheitssystemen vieler europäischer Länder am 27. März 2013: „Euro-Krise kostet Menschenleben“.¹ Diese und ähnliche Berichterstattung handeln von neuen Epidemiegefahren in Griechenland, von steigenden Selbstmordraten oder auch von der Wohnungsnot in Spanien und Portugal. Hintergrund dessen sind die starken Kürzungen der Sozialausgaben als Maßnahmen der Staatsschuldenbegrenzung durch den am 1. Januar 2013 in Kraft getretenen europäischen Fiskalpakt. In einem Aufruf der *Assoziation kritische Gesellschaftsforschung* vom 15. März 2012, kurz nach der Unterzeichnung des Paktes, wird unter dem Titel „Demokratie statt Fiskalpakt“ darauf hingewiesen, dass die sogenannte Euro-Krise keine Schuldenkrise sei, sondern eine strukturelle Krise der Kapitalverwertung. So heißt es im Aufruf: „Die Profitrate soll gesteigert werden – durch prekäre Arbeitsverhältnisse, Lohn- und Rentenkürzungen, Sozialabbau und Privatisierung. Die Folgen sind drastisch und was in Griechenland passiert, droht ganz Europa: Massenarbeitslosigkeit, Verarmung breiter Bevölkerungsschichten, zerfallende Gesundheitssysteme, die Zunahme psychischer Erkrankungen und eine sinkende Lebenserwartung.“²

Diese strukturelle Krise der Kapitalverwertung wird von einigen Autorinnen und Autoren als multiple Krise der bürgerlichen Gesellschaftsformation analysiert. So sprechen Demirović et. al. (2011) von einer Vielfachkrise, um Krisenphänomene in Bereichen der Gesellschaft zu analysieren, die sie als nicht-ökonomische Bereiche verstehen (Geschlechterverhältnisse, Ökologie, Ernährung und

¹ <http://www.spiegel.de/wirtschaft/soziales/lancet-euro-krise-hat-fatale-wirkung-auf-gesundheit-der-europaeer-a-891149.html>, 29.07.2014

² <http://www.akg-online.org/allgemein/aufruf-demokratie-statt-fiskalpakt/>, 29.07.2014

andere) (ebd., S. 7). Im vorliegenden Artikel beziehe ich mich auf Analysen, welche die Krise sozialer Reproduktion ins Zentrum setzen und damit insbesondere die Geschlechterverhältnisse, aber auch andere Herrschaftsverhältnisse, als Teil der Ökonomie begreifen (Winker 2011). Die soziale Reproduktion, wie sie in diesem Ansatz definiert ist, umfasst ein breites Feld an Tätigkeiten und gesellschaftlichen Feldern, die direkt oder indirekt der Reproduktion von Arbeitskraft dienen: Betreuung, Pflege, Sorge, Gesundheit, Bildung und Hausarbeit (ebd., S. 333). Diese stehen im Zuge der Austeritätspolitik unter besonderem Spardruck. Während die deutschen Unternehmen nicht zuletzt durch staatliche Investitionen in Industriebranchen (Stichworte Abwrackprämie für PKW und Reform des Kurzarbeitergeldes) die ersten Krisentiefs schadenfrei überwinden konnten, werden öffentliche Sozialausgaben gesenkt. Im Privaten muss ausgeglichen werden, was öffentlich gekürzt wird. In überwiegender Zahl schließen Frauen die Care-Lücken des ökonomisierten Gesundheits- und Bildungswesen (Wichterich 2010). Dafür müssen sie Mehrfachbelastungen und den Verzicht auf eigene Interessen, existenzsichernde Erwerbsarbeit und Sozialversicherungsansprüche in Kauf nehmen. Und es sind vielfach Frauen, die in weiblich dominierten Erwerbsbereichen die Unterfinanzierung von Pflegearbeit, Krankenversorgung, Kinderbetreuung und Bildung unmittelbar zu spüren bekommen.

Nachfolgend fokussiere ich überwiegend einen Teilbereich der sozialen Reproduktion: die unbezahlte, privatförmige Reproduktionsarbeit. Der größte Teil der gesellschaftlich notwendigen Arbeit wird außerhalb von Lohnarbeit im Privaten geleistet. Hier wird zum Beispiel alltäglich die Arbeitskraft von Erwerbstätigen reproduziert und es werden Kinder, Kranke und Alte versorgt und gepflegt. Die letzte umfassende Erhebung zur Zeitverwendung in der BRD stammt von 2001/02. Sie ergab, dass 56 Mrd. Stunden Erwerbsarbeit 96 Mrd. Stunden unbezahlter Arbeit gegenüber stehen (BMFSFJ/Statistisches Bundesamt 2003, S. 11). Im folgenden Abschnitt zwei gehe ich zunächst darauf ein, wie Geschlechterverhältnisse in die soziale Reproduktion eingelassen sind. Anschließend stelle ich in Abschnitt drei Analysen zur Krise sozialer Reproduktion vor. In Abschnitt vier gehe ich auf Ansätze kollektiven politischen Handelns ein. Abschließend stelle ich in Abschnitt fünf einige Überlegungen zur Verknüpfung mit gewerkschaftlicher Interessenvertretung an.

2. Geschlechterverhältnisse und soziale Reproduktion

Die unbezahlte Arbeit im Privaten hat einen doppelten Charakter. Sie ist einerseits Selbstzweck, denn sie dient unmittelbar der Bedürfnisbefriedigung, der Gestaltung des Alltagslebens und von Beziehungen. Andererseits erfüllt sie die öko-

nomische Funktion der Reproduktion von Arbeitskraft, die zwar eine Grundbedingung von Lohnarbeit ist, jedoch für die Kapitalverwertung lediglich einen Kostenfaktor darstellt, der begrenzt werden soll.

In diesem Sinne argumentiert Silvia Federici, dass auch im Privaten produktive Arbeit stattfindet; nämlich die unentlohnte Herstellung von Arbeitskraft. So betrachtet ist das Privatleben nicht das Andere der Ökonomie und Erwerbsarbeit, sondern vollständig unter den Akkumulationsprozess subsumiert (Federici 2012, S. 41; für die operaistisch begründete Verknüpfung mit der Lohn-für-Hausarbeit-Forderung vgl. Dalla Costa 1973).³ In den 1970er und 1980er Jahren gab es hierüber eine breite feministische Debatte.⁴ Erst durch sie wurde Reproduktionsarbeit zum Gegenstand politisch-ökonomischer Analysen. Insbesondere das Merkmal reproduktiver Arbeiten als wertschöpfungsschwach und nur begrenzt rationalisierbar steht dabei bis heute im Mittelpunkt von Untersuchungen zur politischen Regulierung der sozialen Reproduktion (Chorus 2007; Madörin 2006).

Bei aller theoretischen Uneinigkeit kritisierten Feministinnen gleichermaßen den Unterdrückungscharakter bürgerlicher Weiblichkeitsnormen und deren Verwobenheit mit der strukturellen Abwertung von reproduktiver Arbeit in kapitalistischen Ökonomien (Dokumentationsgruppe 1978). Anders ausgedrückt: Der kapitalistische Widerspruch zwischen der Verwertung und dem Erhalt menschlicher Arbeitskraft ist in der bürgerlichen Gesellschaft stets auch über Geschlechterverhältnisse reguliert worden. Dies lässt sich nicht logisch-theoretisch, sondern nur historisch erklären. Karin Hausen beschreibt, wie die bürgerlichen Geschlechtscharaktere sich gemeinsam mit der Herausbildung moderner Erwerbsarbeit entwickeln. Dabei wurde Zweigeschlechtlichkeit naturalisiert und Männlichkeit der öffentlichen und Weiblichkeit der privaten Sphäre zugewiesen (Hausen 1978). Reproduktive Arbeit wurde somit in einem historischen Prozess als natürlicher Lebensprozess der Menschen gegenüber der produktiven Lohnarbeit abgewertet. Sie wurde unsichtbar gemacht, Frauen zugeordnet und als weiblicher Liebesdienst konstruiert (Bock/Duden 1977; Kontos/Walser 1979). Ihre historisch umfassendste gesellschaftspolitische Umsetzung erfuhr diese Ideologie im fordistischen Familienmodell vom erwerbstätigen Ernährer-Ehemann und (zuverdienender) Hausfrau.

³ Siehe dazu auch den Beitrag von Sonja Engel in diesem Band.

⁴ Es bestand bei weitem keine Einigkeit darüber, ob die marx'schen Begriffe von produktiver und unproduktiver Arbeit und von Ausbeutung auf unbezahlte Hausarbeit übertragbar seien. Dagegen wurde z.B. im so genannten Bielefelder Ansatz gehalten, dass geschlechtliche Arbeitsteilung und neokoloniale Ausbeutung andere, aber mit der kapitalistischen notwendig verbundene, Produktionsweisen seien (von Werlhof et al. 1983). Für Ansätze des sozialistischen Feminismus vgl. Beer 1984, Haug 2001.

3. Krise sozialer Reproduktion

Den Arbeitsbedingungen im Privaten mangelt es an Zeit, Geld und Anerkennung. Seit einigen Jahren verweist die Sozialforschung auf eklatante Reproduktionslücken, prekäre Lebensführungen und überforderte Familien (vgl. die Beiträge in WSI-Mitteilungen 8/2011).

Hintergrund dessen ist (bezogen auf die BRD-Geschichte) die fehlende Rentabilität des fordistischen Reproduktionsmodells. Der Familienlohn, der nötig war, um Hausfrauen und Mütter von der Erwerbarbeit freizustellen, sorgte für hohe Lohnkosten. Und die daran geknüpften sozialen Sicherungssysteme bedeuteten hohe staatliche Ausgaben. Hinzu kam der gesellschaftspolitische Faktor: Frauen wehrten sich gegen hausfrauliche Lebensentwürfe und erkämpften sich Möglichkeiten ökonomischer Unabhängigkeit von der Ehe. Das fordistische Reproduktionsleitbild wurde vom neoliberalen Doppelverdiener-Modell abgelöst, in dem jede erwerbsfähige Person ihren Lebensunterhalt durch Erwerbstätigkeit sichern und daneben die Reproduktionsarbeit für sich und andere leisten soll. Dieses Modell verursacht zwangsläufig Engpässe in der Erbringung von Reproduktionsarbeit, da keine ausgleichenden öffentlichen Reproduktionsdienstleistungen angeboten werden, sich die Mehrheit der Bevölkerung die privatwirtschaftlichen Dienstleistungen nicht leisten kann und die Anforderungen der Reproduktionsarbeit insgesamt steigen. Verschärfend kommt hinzu, dass Lohnarbeit flexibilisiert und intensiviert wird (Winker 2011, S. 334 ff.).

Den Begriff der Krise sozialer Reproduktion brachte Gabriele Winker ein, um diese überlastenden, teils existenziellen Reproduktionslücken im Alltag von Menschen analytisch auf die krisenhafte kapitalistische Ökonomie zu beziehen: von der ökonomischen Seite betrachtet handelt es sich um eine Zuspitzung des Widerspruchs zwischen Profitmaximierung und Reproduktion menschlicher Arbeitskraft. Die Austeritätspolitik in der Wirtschafts- und Finanzkrise verschärft die Krise sozialer Reproduktion. Sie verstärkt neoliberale Entwicklungen, in denen sich Reproduktionslücken schon seit längerem zuspitzen: „Der kapitalistische Widerspruch zwischen Senkung der Lohnkosten zur Profitmaximierung und der Notwendigkeit der Reproduktion von einsatzfähigen, breit ausgebildeten Arbeitskräften hat sich zugespitzt. Aus dem Versuch des Kapitals, mit Reallohnsenkungen und Sozialabbau der Überakkumulationskrise zu begegnen, entwickelt sich eine soziale Reproduktionskrise, die in der Folge die Kapitalverwertungsprobleme verschärft.“ (Winker 2012a, S. 8)

Somit greifen Analysen zur Krise sozialer Reproduktion die feministische Theoriegeschichte auf, indem sie die gesellschaftlichen Bedingungen der privaten Arbeit auf ihre Funktion der Reproduktion von Arbeitskraft zurückführen. Dass dies keine verkürzte ökonomistische Betrachtung ist, verdeutlicht z.B. Silvia Federicis Argumentation. Sie betont, dass sich gerade durch diesen Bezug der

Doppelcharakter der privaten Arbeit benennen lässt. Einerseits ist sie die praktische Lebensgestaltung im Eigeninteresse der Menschen, andererseits dient sie der für die kapitalistische Lohnarbeit notwendigen Reproduktion verausgabter Arbeitskraft und soll möglichst kostengering und effektiv sein. Hier können Widersprüche sichtbar werden, die ein Ausgangspunkt politischer Kämpfe um die Durchsetzung menschlicher Lebensinteressen gegen die kapitalistische Ökonomie sein können (Federici 2012, S. 47). Dem möchte ich ein weiteres Argument gegen Vorwürfe des Ökonomismus hinzufügen: In der sozialen Reproduktion werden ökonomische Widersprüche über Geschlechterverhältnisse reguliert und dies stellt somit zu Recht einen zentralen Ansatzpunkt feministischer Gesellschaftsanalyse dar. Dies bedeutet jedoch nicht, dass mit dem Blick auf die Reproduktion der Arbeitskraft wiederum auch die Gesamtheit von Geschlechterverhältnissen oder ihrer für die Ökonomie bedeutsamen Aspekte erfasst ist. Gerade in jüngerer Zeit werden in der queerfeministischen Bewegung vielfältige Verbindungen von Gender- und Ökonomiekritik diskutiert.⁵

4. Von der individuellen Bewältigung zur Care Bewegung

Wer für wen sorgt, wie gut jemand für sich und andere sorgen kann, und wer wie viel Lohn und Anerkennung für geleistete Sorgearbeit erhält – all das ist entlang von intersektionalen Herrschaftsverhältnissen organisiert. Sie strukturieren die ungleiche Verteilung von Einkommen und von Möglichkeiten, den Alltag zu gestalten. Am prägnantesten ist hier sicher die informelle Haushalts- und Pflegearbeit, in der überwiegend Migrantinnen in gering bezahlten und ungeschützten Beschäftigungsverhältnissen die Reproduktionslücken in gut situierten Haushalten füllen. Diese individualisierte Umgangsweise mit der strukturellen Reproduktionskrise, die auf geschlechtlicher und rassistischer Ungleichheit basiert, ist Teil des Reproduktionsmodells gut verdienender Erwerbstätiger (Anderson 2006; Lutz 2007). Daneben lassen sich weitere klassenspezifische Reproduktionsmodelle beschreiben. Das Modell von eineinhalb Einkommen pro Familie geht meist mit der klassischen Doppelbelastung von Frauen durch Erwerbsarbeit und Familie einher. Und je prekärer die Erwerbsarbeitsverhältnisse, desto stärker fehlen Freiräume jenseits der Erwerbsarbeit, die für eine gelingende Reproduktion nötig sind (Winker 2011, S. 339f.).

Doch es gibt auch Ansätze kollektiven politischen Handelns in der Krise, die sich aktuell in einer Care Bewegung bündeln. Lokal und in verschiedenen Bereichen sozialer Reproduktion organisieren sich Menschen für bessere Gestaltungsmöglichkeiten ihrer alltäglichen Reproduktionsarbeit, führen Arbeitskämpfe und

⁵ Beispielweise auf dem mehrtägigen Event „Who Cares? Queerfeminismus und Ökonomiekritik“, das im März 2010 mit mehreren hundert Teilnehmenden in Berlin stattgefunden hat.

fordern eine Ausrichtung der Politik an den Interessen der Menschen. Es sind pflegende Angehörige, Interessenvertretungen von Pflegeabhängigen und Menschen mit Behinderung, gewerkschaftliche Betriebsgruppen im Bereich der Pflege und Erziehung und Bildung, Initiativen migrantischer Selbstorganisationen und Unterstützung, Elterninitiativen, Mieter_inneninitiativen, Organisationen von Sexarbeiter_innen, sowie verschiedene Gruppen aus dem Spektrum sozialer Bewegungen von queer-feministischen und gesundheitspolitischen Gruppen bis zu Aktivist_innen im Bereich alternativer Ökonomien, die der Krise sozialer Reproduktion eine Organisierung von unten entgegensetzen und dabei von unterschiedlichsten Standpunkten aus Visionen eines gesellschaftspolitischen Paradigmenwechsels entwickeln.

Mit der *Aktionskonferenz Care Revolution*, die im März 2014 in Berlin stattfand, hat diese Bewegung im deutschsprachigen Raum deutlich an Sichtbarkeit und Stärke gewonnen: „Hier trafen sich 500 Menschen, die in verschiedenen Feldern sozialer Reproduktion in Deutschland, Österreich und der Schweiz politisch aktiv sind. Drei Tage diskutierten die Teilnehmer_innen, wie eine Gesellschaft gestaltet werden müsste, in der ein gutes Leben für alle möglich ist. Im Zentrum standen Arbeitsbedingungen in bezahlter und unbezahlter Sorgearbeit und das Recht auf selbstbestimmte Sorgebeziehungen und Lebensweisen.“ (Hausotter/Wiesental 2014). Die Aktionskonferenz bot vor allem die Möglichkeit, sich zu vernetzen, wobei stets verschiedene Standpunkte und Perspektiven miteinander ins Gespräch gebracht wurden: „von Berufstätigen und gewerkschaftlich Aktiven in Pflege, Erziehung und Bildung, von privat Sorgearbeitenden, von Sorge- und Assistenznehmer_innen, von Kämpfen gegen Diskriminierung und für selbstbestimmte Lebensweisen, Kämpfen um Rechte und um alternative Ökonomien im hier und jetzt.“ (ebd.) Im Rahmen der Konferenz gab es außerdem eine Demonstration, auf der experimentiert wurde, wie sich Care-Themen politisch auf die Straße tragen lassen. Und es wurde eine Resolution verabschiedet, die Ausgangspunkt für weitere Debatten über gemeinsame Analysen und politische Forderungen sein soll.⁶ Auf der Aktionskonferenz traf sich ein breites Spektrum von ca. 60 Gruppen und kleineren Verbänden.⁷ Diese haben mittlerweile das bundesweite *Netzwerk Care Revolution* gegründet, um die Zusammenarbeit weiterzuführen. Es versteht sich als pluraler „Knotenpunkt einer Bewegung, in der sich Care-Aktivist_innen und -gruppen aufeinander beziehen“ (ebd.).

⁶ www.care-revolution.site36.net

⁷ www.care-revolution.site36.net/netzwerk; Organisiert wurde die Konferenz vom AK Reproduktion, in dem sich seit Juli 2012 Aktivist_innen und Wissenschaftler_innen für die Stärkung der Care Bewegung engagieren, dem Feministischen Institut Hamburg, das über Veranstaltungen und eine Homepage feministische Positionen in die Öffentlichkeit trägt, und der Rosa-Luxemburg-Stiftung. Die Inhalte und Formen wurden in einem offenen Prozess unter Einbeziehung der Kooperationspartner_innen entwickelt.

5. „Care Revolution“ – Queerfeministische Politik und Ansatzpunkte für gewerkschaft-liches Handeln

Der Begriff „Care Revolution“ (Winker 2009) hat sich mittlerweile als Kristallisationspunkt für die kollektiven solidarischen Widersetzungen und Alternativprojekte einer Care Bewegung etabliert. Er markiert „eine feministische Perspektive für eine gesellschaftliche Transformation“ (Winker 2013, S. 119). Der englische Care-Begriff, zu deutsch Sorge oder Fürsorge, greift die feministischen Analysen zur Reproduktionsarbeit auf. Meist wird damit aber die Gesamtheit der bezahlten und unbezahlten personengebundenen Sorge-, Pflege- und Assistenzarbeiten bezeichnet (Brückner 2010). Und oftmals wird der Care-Begriff verwendet, um auf die Merkmale dieser Arbeiten zu verweisen, welche die Sorge- oder Care-Beziehungen ausmachen: Personenbezogenheit, Abhängigkeit, Angewiesenheit, Asymmetrie und eine kaum rationalisierbare Zeitlogik (Knobloch 2013, S.13).

Der Revolutionsbegriff in *Care Revolution* steht für einen radikalen Perspektivenwechsel und das Ziel grundlegender politisch-ökonomischer Veränderungen. Gabriele Winker fordert hierfür eine allgemeine Erwerbsarbeitszeitverkürzung, ein bedingungsloses Grundeinkommen und den Ausbau von öffentlichen Care-Infrastrukturen, um Reproduktionsarbeitende zu entlasten. Dies soll sich damit verbinden, dass zukünftig nicht Profitmaximierung, sondern die Verwirklichung menschlicher Lebensinteressen im Zentrum des Wirtschaftens und des politischen Handelns steht (Winker 2012a). Ann Wiesental erweitert die Perspektive politischer Maßnahmen expliziter auf Geschlechterverhältnisse. *Care Revolution* heißt, dass auch die Anerkennung für unterschiedliche Tätigkeiten anders verteilt werden muss, dass Rollen aufgelöst und alternative Lebensweisen entwickelt werden (Wiesental 2012). Für die queerfeministischen Kämpfe, die Wiesental als wichtigen Teil der Care Bewegung ansieht, gibt es in der Care Bewegung viele Anknüpfungspunkte. Neben der oben angeführten geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, deren Kritik eine starke Sichtbarkeit in der Bewegung hat, sind das Fragen nach der immateriellen Produktivität von Arbeit (Boudry et. al. 1999). Wie können wir Identitäten und soziale Beziehungen jenseits heteronormativer Zwänge etablieren, und für diese gesellschaftliche und rechtliche Anerkennung erlangen? Warum zum Beispiel können noch immer nicht mehr als zwei Menschen das Sorgerecht für ein Kind übernehmen? Gerade in der queeren Geschichte finden sich wichtige Erfahrungen oppositioneller Care-Communities. So finden sich zum Beispiel im AIDS-Aktivismus Erfahrungen einer „Politik kollektiver Reproduktion, die die Absicherung unserer Lebensbedingungen durch solidarische Strukturen und soziale Kooperationen ermöglicht“ (Laufenberg 2012, S. 99). Die Debatten auf der Aktionskonferenz haben hier verschiedene

Perspektiven zu einer Stoßrichtung verbunden, für die in der genannten Resolution der Begriff des „gemeinsamen Öffentlichen“ gefunden wurde. „Die damit verbundenen Forderungen zielen auf den Ausbau der sozialen Daseinsvorsorge in Form von staatlicher Infrastruktur- und Umverteilungspolitik, die allen Menschen gleichberechtigt zur Verfügung stehen muss. Dies ist verbunden mit einer Vision der Selbstorganisation von Menschen an unterschiedlichen Orten, in der eine Kollektivität entwickelt wird, die bestehende staatliche Praxen von Verwaltung, Individualisierung und sozialer Spaltung überwindet.“ (Hausotter/Wiesental 2014).

Die Bezüge zu gewerkschaftlicher Interessenvertretung in den Care-Berufen liegen auf der Hand. In der Care Bewegungen sind bereits Aktivist_innen aus den einschlägigen Branchen Pflege, Erziehung und Bildung vertreten. Doch wenn die ‚privaten‘ Reproduktionsmöglichkeiten zwischen zunehmenden Anforderungen in Erwerbs- und Reproduktionsarbeit zerrieben werden, dann ist dies branchenübergreifend ein Handlungsfeld für Gewerkschaften. Das Spannungsverhältnis von betrieblicher und privater Lebenswelt ist ein Grundkonflikt aktueller entgrenzter Arbeitsverhältnisse (Böhle 2010). Die „Verwertungsformen von Arbeitskraft sind nicht zu verstehen, wenn unberücksichtigt bleibt, wie reproduktive Bedürfnisse befriedigt werden und wie diese zu Anforderungen aus der Erwerbsarbeit ins Verhältnis gesetzt“ werden (Nowak et al. 2012b, S. 273).

In meinem Forschungsfeld, der hochqualifizierten Erwerbsarbeit in der Industrie, sind die reproduktiven Interessen von abhängig Beschäftigten nur teils auf betrieblicher oder tariflicher Ebene verortet. Die betrieblichen Möglichkeiten zur flexiblen Alltagsgestaltung sind bereits vergleichsweise hoch und die Einkommen erlauben individuelle Abfederungen von Reproduktionslücken durch die Inanspruchnahme privatwirtschaftlicher oder informeller Dienstleistungen. Doch die Zufriedenheit mit den eigenen Gestaltungsmöglichkeiten bricht oftmals da, wo die Selbstsorge und Muße im hochgradig durchorganisierten Alltag zu kurz kommen (Nowak et al. 2012a, S. 92ff.). Aus meinem laufenden Dissertationsprojekt⁸ ziehe ich die Erkenntnis, dass in der Interessenvertretung hochqualifizierter Angestellter neben den gewerkschaftlichen Kernthemen betrieblicher Regulierung von Arbeit gerade auch gesellschaftspolitische Fragen eine vorherrschende Rolle spielen: Wie lässt sich eine gleichberechtigte Teilhabe an Beruf und Familie umsetzen? Welche Lebensweisen bieten einen Ausweg aus einschränkenden Geschlechternormen? Welche sozialen Infrastrukturen sind dafür nötig? In der Krise sozialer Reproduktion sollten sich Industriegewerkschaften daher als gesellschaftspolitische Akteurinnen klar positionieren und die genannten Forderungen nach reduzierten Erwerbsarbeitszeitnormen und nach einer umfassenden öf-

⁸ http://www.tuhh.de/agentec/forschung/junge_ingenieurinnen.htm

fentlichen Daseinsvorsorge aktiv unterstützen. Bündnismöglichkeiten mit queer-feministischen Bewegungen ergeben sich hier nicht zuletzt entlang der Durchsetzung von Rahmenbedingungen für fortschrittliche und gleichberechtigte Modelle von Arbeitsteilung und Lebensweisen.

Literatur

- Anderson, Bridget (2006): *Doing the Dirty Work? Migrantinnen in der bezahlten Hausarbeit in Europa*. Berlin.
- Beer, Ursula (1984): *Theorien geschlechtlicher Arbeitsteilung*. Frankfurt a.M./New York.
- BMFSFJ (Bundesministerium für Familie, Senioren Frauen und Jugend)/Statistisches Bundesamt (2003): *Wo bleibt die Zeit? Die Zeitverwendung der Bevölkerung in Deutschland 2001/02*. Berlin.
- Bock, Gisela/Duden, Barbara (1977): *Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus*. In: *Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität*. Berlin, S. 118-199.
- Böhle, Fritz (2010): *Arbeit und Belastung*. In: Ders./Voß, Günther G./Wachtler, Günther (Hrsg.): *Handbuch Arbeitssoziologie*. Wiesbaden, S. 451-481.
- Brückner, Margrit (2010): *Entwicklungen der Care-Debatte – Wurzeln und Begrifflichkeiten*. In: Apitzsch, Ursula/Schmidbaur, Marianne (Hrsg.): *Care und Migration*. Opladen, S. 43-58.
- Chorus, Silke (2007): *Who Cares? Kapitalismus, Geschlechterverhältnisse und Frauenarbeiten. Regulationstheoretische Sehkorrekturen*. In: *Feministische Studien* 25, S. 202-216.
- Dalla Costa (1973): *Die Frauen und der Umsturz der Gesellschaft*. In: Dalla Costa, Mariarosa/James, Selma (1973): *Die Macht der Frauen und der Umsturz der Gesellschaft*. Berlin.
- Demirović, Alex/Dück, Julia/Becker, Florian/Bader, Pauline (2011) (Hrsg.): *Vielfachkrise. Im finanzmarktdominierten Kapitalismus*. Hamburg.
- Dokumentationsgruppe der Sommeruniversität e.V. (Hrsg.) (1978): *Frauen als bezahlte und unbezahlte Arbeitskräfte. Beiträge zur 2. Berliner Sommeruniversität der Frauen – Oktober 1977*. Berlin.
- Federici, Silvia (2012): *Aufstand aus der Küche. Reproduktionsarbeit im globalen Kapitalismus und die unvollendete feministische Revolution*. Münster.
- Haug, Frigga (2001): *Zur Theorie der Geschlechterverhältnisse*. In: *Das Argument* 243, S. 761-787.
- Hausen, Karin (1978): *Die Polarisierung der Geschlechtscharaktere – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben*. In: Rosenbaum, Heidi (Hrsg.) (1978): *Seminar Familie und Gesellschaftsstruktur. Materialien zu den sozioökonomischen Bedingungen von Familienformen*. Frankfurt a.M., S. 161-191.
- Hausotter, Jette/Wiesental, Ann (2014): *Care Revolution – Eine Care-Bewegung tritt an, um die Lebensverhältnisse zu revolutionieren*. In: *Femina Politica* 2/2014, 23. Jg., S. 125-128.

- Knobloch, Ulrike (2013): Sorgeökonomie als kritische Wirtschaftstheorie des Sorgens. In: Baumann, Hans/Bischel, Iris/Gemperle, Michael/Knobloch, Ulrike/Ringger, Beat/Schatz, Holger (Hrsg.): Care statt Crash. Sorgeökonomie und die Überwindung des Kapitalismus. Zürich, S. 9-23.
- Kontos, Silvia/Walser, Karin (1979): ...weil nur zählt was Geld einbringt. Probleme der Hausfrauenarbeit. Berlin.
- Laufenberg, Mike (2012): Communities of Care: Queere Politiken der Reproduktion. In: Luxemburg. Gesellschaftsanalyse und linke Praxis, Heft 4, S. 96-101.
- Lutz, Helma (2007): Vom Weltmarkt in den Privathaushalt. Die neuen Dienstmädchen im Zeitalter der Globalisierung. Opladen.
- Madörin, Mascha (2006). Plädoyer für eine eigenständige Theorie der Care-Ökonomie. In: Niechoj, Torsten/Tullney, Marco (Hrsg.): Geschlechterverhältnisse in der Ökonomie. Marburg, S. 277-297.
- Nowak, Iris/Hausotter, Jette/Winker, Gabriele (2012a): Handlungsfähigkeit in entgrenzten Verhältnissen. Subjektkonstruktionen von Beschäftigten in Industrie und Altenpflege, Hamburg, Projektbericht online verfügbar unter <http://doku.b.tuharburg.de/volltexte/2012/1138> [Zugriff am 29.7.2014].
- Nowak, Iris/Hausotter, Jette/Winker, Gabriele (2012b): Entgrenzung in Industrie und Altenpflege: Perspektiven erweiterter Handlungsfähigkeit bei Beschäftigten. In: WSI Mitteilungen 4/2012, S. 272-280.
- von Werlhof, Claudia/Mies, Maria/Bennholdt-Thomson, Veronika (1983): Frauen – die letzte Kolonie. Reinbek.
- Wichterich, Christa (2010): Geschlechteranalysen und -diskurse in der Krise. In: Peripherie 118/119, S. 164-187.
- Wiesental, Ann (2012): Der Arbeitsplatz Frau. In: Analyse & Kritik 575, S. 34.
- Winker, Gabriele (2009): Care Revolution – ein Weg aus der Reproduktionskrise, Online-Statement: <http://www.feministisches-institut.de/carerevolution> [Zugriff am 29.7.2014].
- Winker, Gabriele (2011): Soziale Reproduktion in der Krise – Care Revolution als Perspektive. In: Das Argument Heft 292, S. 333-344.
- Winker, Gabriele (2012a): Erschöpfung des Sozialen. In: Luxemburg. Gesellschaftsanalyse und linke Praxis, Heft 4, S. 6-13.
- Winker, Gabriele (2012b): Menschenwürde statt Profitmaximierung. Zur sozialen Reproduktion in der Krise und einer Care Revolution als Perspektive, Online-Statement: <http://www.feministisches-institut.de/menschenwuerde> [Zugriff am 29.7.2014].
- Winker, Gabriele (2013): Zur Krise sozialer Reproduktion. In: Baumann, Hans/Bischel, Iris/Gemperle, Michael/Knobloch, Ulrike/Ringger, Beat/Schatz, Holger (Hrsg.): Care statt Crash. Sorgeökonomie und die Überwindung des Kapitalismus. Zürich, S. 119-133.
- WSI-Mitteilungen 8/2011. Schwerpunkttheft „Prekarisierung der Arbeit - Prekarisierung im Lebenszusammenhang“. Frankfurt a.M.

Ökonomisierung des Sozialen und die Arbeit der Geschlechter – Exemplarische Einsichten in die Altenpflege und Wissenschaft

KRISTINA BINNER & MARIA DAMMAYR

1. Einleitung

Gelten sowohl Altenpflege als auch Wissenschaft als Felder rationalisierungsresistenter Arbeit, sind beide aktuell von ebensolchen Rationalisierungsbestrebungen im Kontext gesamtgesellschaftlich umfassender Ökonomisierungstendenzen betroffen. Vor dem Hintergrund unterschiedlicher Ausgangssituationen – Wissenschaft als traditionell männlich konnotierte Arbeitswelt (Noble 1992) und Altenpflege als feminisierter und semiprofessionell etikettierter Beruf – befinden sich beide Bereiche in einer Umbruchsituation mit Auswirkungen auf die Geschlechterverhältnisse. In den folgenden Abschnitten möchten wir daher darstellen, wie sich die beobachtbaren Umbrüche auf die Arbeit der Geschlechter auswirken. Zunächst werden neue Steuerungslogiken in den Feldern Altenpflege und Wissenschaft identifiziert, deren Ausrichtung wesentlich einer Markt- und Wettbewerbsorientierung folgt (2). Die damit zusammenhängenden Umbrüche in den jeweiligen Professionen werden daraufhin mit Blick auf neue Leistungsanforderungen und Prozesse von Auf- und Abwertungen diskutiert (3). Wie sich diese Entwicklungen in den Arbeitsarrangements der Geschlechter zeigen, wird in Bezug auf den Arbeitsalltag gezeigt (4) und in einem kurzen Fazit zusammengefasst (5).

2. Neue Steuerungsformen: Die Dominanz von Markt- und Wettbewerbslogiken

Gegenwärtige wohlfahrtstaatliche Arrangements der OECD Länder erfahren mit der Implementierung von New Public Management Strategien einen ‚leistungsorientierten‘ Umbau. Auf Basis von Austeritätspolitikern werden vielfältige Reorganisations- und Umstrukturierungsprozesse initiiert, die Bereiche des öffentlichen Sektors und somit auch die Pflege und Wissenschaft betreffen. Es zeigen sich neue Formen von Governance welche als Rationalisierung und Ökonomisie-

rung gedeutet werden können. Dabei handelt es sich im Kern um eine wettbewerbsförmige Reorganisation sowie um Um- und Neuverteilungen in der Ausgestaltung ganzer Berufsfelder. Im Zuge dessen verschieben sich Funktions- und Arbeitsteilungen, und Verantwortlichkeiten von Staat, Markt, dem Dritten Sektor und den Privathaushalten werden neu ausgehandelt (z.B. Aulenbacher/Riegraf 2009; Riegraf/Theobald 2010).

Gesetzliche Grundlage der Umstrukturierungsprozesse ist im wissenschaftlichen Bereich die Entlassung der Universitäten aus der bis dato geltenden Form staatlicher Administration, die beispielsweise in Deutschland durch das Hochschulrahmengesetz 1998, in Österreich durch das Universitätsgesetz (UG) 2002 auf den Weg gebracht worden ist. Universitäten werden dadurch in ihren organisationalen Kompetenzen gestärkt (von Wissel 2007). Des Weiteren bedeuten die mit der sogenannten Autonomie der Universitäten einhergehenden Strukturveränderungen, dass sich der Staat aus der Grundfinanzierung der Universitäten sukzessive zurückzieht, weshalb beispielsweise im Zeitraum von 2007 bis 2010 eine Zunahme von 29 Prozent sogenannter Drittmittel in den Budgets der österreichischen Universitäten zu verzeichnen ist (Kreckel/Zimmermann 2014, S. 144).

Auch im Bereich der Altenpflege ist die Implementierung von Gesetzesmaßnahmen zu beobachten, die auf Kostensenkungsstrategien abzielen und Wettbewerbsmechanismen befördern. Vor diesem Hintergrund zeigen sich verschiedene Tendenzen einer Reorganisation, die sich im Wesentlichen als Verprivatisierung einerseits und Familialisierung von Pflege andererseits bemerkbar machen. Als Beispiel für eine solche Steuerung ist zunächst die Ausgestaltung des Pflegegeldes zu nennen, welches monetäre Anreize zur kostengünstigeren informellen Pflege bewirkt. Diese wird zudem durch verschiedene soziale Rechte wie etwa temporäre Pflegeauszeiten, besondere Arbeitsarrangements oder der Möglichkeit zur Selbstversicherung in der Pensionsversicherung stabilisiert (BMASK 2014). Auch die Ausbaudevise „mobil vor stationär“, die dazu beitragen soll, die kostenintensiveren stationären Pflegeplätze einzusparen um sie im informellen Bereich zu belassen, kann als Steuerung in den informellen Bereich aufgefasst werden. Privatisierungstendenzen im Sinne eines Bedeutungsgewinnes des Marktsektors zeigen sich hingegen in der wachsenden Zahl privatwirtschaftlich-gewinnorientierter Einrichtungen oder Leasingfirmen sowie in weitreichend kommodifizierten Pflegeangeboten. In diesem Kontext sind etwa sogenannte care industries zu nennen, die ein wachsendes Spektrum an Pflegebedarfen durch die Entwicklung und Nutzung von Robotik, durch teils internationale Pflegeunternehmen und durch Vermittlungsagenturen von Sorgeleistungen abzudecken suchen (Aulenbacher et al. 2014a; Aulenbacher et al. 2014b; Auth 2013).

Als eine Konsequenz der gesetzlichen Änderungen entstehen in beiden Feldern Quasi- und/oder Scheinmärkte, die im Bereich der Wissenschaft wesentlich durch den Staat initiiert werden, indem wettbewerbliche Elemente über die Art

der Mittelverteilung eingezogen werden. 20 Prozent der Budgetzuweisungen an die Universitäten erfolgen anhand der ‚Performance‘ der Universitäten, die an quantitativen Indikatoren wie beispielsweise AbsolventInnenquoten und Drittmiteinnahmen bemessen werden (Kreckel/Zimmermann 2014, S. 144). Im Rahmen dieser staatlichen Steuerung, die mittels Ziel- und Leistungsvereinbarungen zusehends outputorientiert und indirekt verläuft, werden die Universitäten zu Profilierungen aufgefordert und hinsichtlich von Personal- und Budgetfragen zueinander in Wettbewerb gesetzt (Slaughter/Rhoades 2004).

Weitreichende Quantifizierungen machen sich auch in der Altenpflege bemerkbar: So stellt etwa die Berechnung des Personals auf Basis des Pflegeschlüssels ein zentrales, an Kosteneinsparung orientiertes Element dar. Die Berechnung von Zeit- bzw. Stundenkontingenten basiert auf den Pflegestufen der Pflegebedürftigen. Dass diese jedoch vorwiegend medizinisch-pflegerische Tätigkeiten, weniger jedoch die zeitaufwändigeren Betreuungsaspekte berücksichtigen, erweist sich für das Pflegepersonal angesichts des bereits bestehenden hohen Zeitdrucks als problematisch (Graß et al. 2014). Unter anderem deswegen müssen sich Altenpflegeeinrichtungen möglichst effizient organisieren, was eine zunehmende Verbetriebswirtschaftlichung bedingt, was aber auch – etwa durch die Implementierung von Qualitätsstandards, Total Quality Managementsystemen und Zertifizierungen wie etwa das nationale Qualitätszertifikat (NQZ) – zu steigender Konkurrenz zwischen den Einrichtungen führt (ebd.).

3. Professionen auf dem Prüfstand: Zur Neudefinition von Leistungen und Prozesse ihrer Auf- und Abwertung

Während der Wissenschaftsbereich seit jeher ein männlich dominierter Arbeitsbereich ist, dem Status und Anerkennung als Profession durchaus gesichert scheinen, handelt es sich bei der (Alten)Pflege um einen traditionell feminisierten Bereich, der nicht zuletzt auch aus diesem Grund als semiprofessionell etikettiert ist. Gegenwärtig sind jedoch beide als Profession beziehungsweise in ihrem jeweiligen professionellen Selbstverständnis herausgefordert, insofern mit den Rationalisierungs- und Ökonomisierungsprozessen widersprüchliche Folgen für die Professionen einhergehen. Sowohl in der Pflege wie auch in der Wissenschaft zeigen sich im Zuge der outputorientierten Umgestaltungen Neudefinitionen dessen, was in den jeweiligen Organisationen als Leistung angesehen und gefordert wird. Dies wird zudem von Auf- und Abwertungsprozessen begleitet.

Im wissenschaftlichen Bereich gelten vor allem Leistungen auf dem Gebiet der Forschung als unerlässlich, um auf der Karriereleiter voranschreiten zu können; Forschung gilt im Vergleich zu Lehrleistungen auf der personalen Ebene als reputationsträchtig und Ausweis wissenschaftlicher Exzellenz. Es lässt sich be-

obachten, wie sich gegenwärtig verstärkt ein Verständnis von Exzellenz durchsetzt, das sich an naturwissenschaftlichen Anerkennungspraktiken orientiert und Forschungsleistungen honoriert, die in hoch gerankten Fachzeitschriften veröffentlicht und mittels quantitativer bibliometrischer Verfahren erfasst werden können. Neben der forcierten Aufwertung von Forschungsleistungen, insbesondere derer, die sich ‚messen‘ lassen, wird es für die Universitäten gleichzeitig zunehmend wichtiger, den Markt der Studierenden zu erschließen und ein entsprechend gutes ‚kundenorientiertes‘ Lehrangebot zu offerieren. Der Blick auf britische Universitäten, die sich bereits früh an Wettbewerbslogiken orientiert haben, zeigt deutlich, wie mit der steigenden Bedeutung von Studiengebühren als Einnahmequelle der Universitäten, die Lehre aus Sicht der Universitäten durchaus eine Aufwertung erfährt. Ausdruck solcher Bestrebungen ist beispielsweise die Einführung von hochschuldidaktischen Kursen, deren Teilnahme für Universitätsangehörige, insbesondere jene, die neu eingestellt werden, verpflichtend ist. Aus Perspektive der betroffenen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler stellt sich das Ansinnen Lehre und Forschung als Einheit zu betrachten, jedoch als spannungsreich dar, wie ein österreichischer Dekan der Sozialwissenschaften erläutert:

„Ah, in Berufungsverfahren in der wissenschaftlichen Karriere kann man sagen was man will, aber da zählt Forschungsarbeit und Forschung und mh nicht Lehre natürlich gibts auch Lehrevaluation, und wir berücksichtigen das mit, aber sozusagen als Leistungsorientierung muss man sagen, hat Forschung die größere, den größeren Stellenwert, obwohl von Aktivitäten her gesehen, ich glaub das ist ganz wichtig, von dem was die Leute tun, hat die Lehre einen relativen großen Stellenwert, weil wir eine Massenfakultät sind und halt bei einem Verhältnis von 1:300 hat halt jeder Wissenschaftler viele Studierende, und hat, mit Prüfungen und dgl. zu tun.“ (M1: Sebastian Wiese, S.422, Z.263-271, in: Aulenbacher/Binner 2012)¹

Wie aus dem Zitat hervorgeht können Leistungsanforderungen wie die Anforderung an exzellente Forschungsarbeiten und der gelebte Arbeitsalltag, der vor allem durch Lehrleistungen geprägt ist, in Konflikt zueinander geraten. Diese potenziellen Konflikte werden unter den gegenwärtigen Ökonomisierungsbestrebungen insofern forciert, da sie von den Organisationen, also den Universitäten, von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern mit Hilfe neuer Instrumente – wie zum Beispiel Ziel- und Leistungsanforderungen – verstärkt eingefordert werden.

¹ Die empirische Grundlage der folgenden Ausführungen besteht in einer Untersuchung in vier österreichischen Universitäten, die Brigitte Aulenbacher und Kristina Binner 2012 im Rahmen eines Lehrforschungsprojektes an der Johannes Kepler Universität Linz durchführten (Aulenbacher/Binner 2012), und einer Studie zur Altenpflege von Maria Dammayr im Rahmen eines von der Stadt Linz geförderten Projektes (Graß et al. 2014). Beide Untersuchungen umfassen umfangreiche Literaturstudien, Dokumentenanalysen, Expertinnen- und Experteninterviews mit verschiedenen, an den Umstrukturierungsprozessen beteiligten Personengruppen und, in den Fallstudien zu den Universitäten, episodische Interviews mit Assistenzprofessoren und -professorinnen. Im vorliegenden Text werden Interviews aus den beiden Studien folgendermaßen zitiert: Zum einen sind die Interviewten der Quellen M1 und M2 (Quelle: Aulenbacher/Binner 2012) mit fiktiven Namen versehen, wie sie in den Transkripten gewählt worden sind, zum anderen als Expertinnen und Experten (E) angeführt (Quelle: Graß et al. 2014).

Universitäten können in einer solchen Lesart als „greedy institutions“ (Currie et al. 2000) verstanden werden, die mit Hilfe eines kaskadenförmigen Kontraktmanagements die Leistungen ihrer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter einfordern. Dementsprechend verlagern sich an Universitäten Qualitätssicherung und Monitoring der Arbeitspraktiken und Ergebnisse – was früher durch die Professionen, im Rahmen der scientific community, sichergestellt wurde – in die Organisation, was von den Betroffenen jedoch durchaus problematisch gesehen wird, wie ein Dekan der Technik- und Naturwissenschaften kritisch bemerkt: „Ich bin da eher der Meinung man muss da aufpassen, dass man es nicht überzieht mit zu viel Evaluierung.“ (M1: Tim Heine, S.290, Z.411-412, in: Aulenbacher/Binner 2012)

Neben der Forderung von entsprechenden Forschungsleistungen, lässt sich mit Blick auf die Neugestaltung von Karriereleitbildern an österreichischen Universitäten ebenfalls ablesen, dass Mobilität und Flexibilität der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in neuer Art und Weise eingefordert werden. Vor der Einführung des UG 2002 gab es in Österreich kein Hausberufungsverbot und unbefristete Beschäftigungsverhältnisse waren auch unterhalb der Professur möglich, sodass Mobilitätserwartungen dem österreichischen System – anders als etwa dem deutschen System – eher fremd waren. Im Fahrwasser des Diskurses um die Internationalität von Wissenschaft hat der Aspekt der Mobilität des wissenschaftlichen Personals jedoch an Bedeutung gewonnen und ‚Mobilität‘ gilt verstärkt als Ausweis wissenschaftlicher Exzellenz. Längerfristig sichere Beschäftigungspositionen wie die sogenannte Assistenzprofessur verlangen daher, dass potenzielle Stelleninhaberinnen und -inhaber entweder einen zweijährigen Auslandsaufenthalt vor Berufsantritt vorweisen, oder aber diesen während ihrer Dienstzeit absolvieren müssen.

Zeitgleich zu den Neudefinitionen und Aufwertungen von Leistungen zeigen sich im Feld der Wissenschaft Deprofessionalisierungstendenzen (z.B. Schimank 2005; Pernicka et al. 2012) die sich an der Beschneidung von Mitbestimmungsrechten bei gleichzeitiger Stärkung von Universitätsleitung und Implementierung externer Stakeholder wie dem Universitäts- oder Hochschulrat zeigen. Des Weiteren werden Abwertungstendenzen bei den Beschäftigungsverhältnissen deutlich, von denen insbesondere der Mittelbau betroffen ist. Früher unbefristete Beschäftigungsformate sind nun an Befristungen gebunden, die im Falle der bereits erwähnten Assistenzprofessur durch die Erbringung von Leistungen, sogenannter Qualifikationsanforderungen, entfristet werden können. Jedoch sind solche Positionen rar gesät, die nach dem Motto ‚Leistung gegen Beschäftigungssicherheit‘ verstetigt werden (Aulenbacher et al. 2013). Für den Großteil der Beschäftigten stellt sich die Positionierung auf dem wissenschaftlichen Arbeitsmarkt gegenwärtig als ein Leistungswettbewerb unter hoch kompetitiven und unsicheren Rahmenbedingungen dar:

„Da tun mir auch die jungen WissenschaftlerInnen leid, muss ich sagen (...) weil auch intern der Wissenschaftsbetrieb wesentlich kompetitiver ausgerichtet wird als früher. Wir verlangen äh Drittmittelakquisition (...), wir verlangen Publikationen in Journals die kompetitiv sind.“ (M1: Sebastian Wiese, S.420, Z.157-164, in: Aulenbacher/Binner 2012)

In dem Zitat wird deutlich, dass Leistungsanforderungen, vermittelt über die Organisation, viel stärker eingefordert werden, als das bei früheren Generationen der Fall war. Diese Tendenz kann jedoch durchaus als ‚Bedrohung‘ der Autonomie der Profession wahrgenommen werden, was wiederum auf das traditionsreiche Spannungsverhältnis von Organisation und Profession im Bereich der Wissenschaft verweist.

Ebenfalls finden im Pflegebereich Neudefinitionen von Leistung sowie Auf- und Abwertungen verschiedener Tätigkeiten und Bereiche statt. Dabei gehen diese Entwicklungen durchaus mit den oben beschriebenen Tendenzen von Quantifizierung, Standardisierung und Outputorientierung einher. Um den neuen Anforderungen sowie den gestiegenen Ansprüchen der verschiedenen Stakeholder im Feld² an die Qualität der Pflege zu genügen, wird versucht, durch die Integration von (Case- und Care-)Management und Organisationstätigkeiten sowohl im Pflegealltag als auch in der Pflegeausbildung gerecht zu werden. Dabei müssen sowohl organisationale, manageriale und betriebswirtschaftliche Aspekte sowie außerdem neue Pflegekonzepte berücksichtigt werden. Damit erweist sich das Aufgabenspektrum deutlich pluraler und beinhaltet eine Vielzahl an Tätigkeiten auch abseits der konkreten Pflegepraxis, wie eine Pflegedienstleitung berichtet:

„Ich meine, ich sitze ganz bewusst jetzt da im Verwaltungsbereich (...) weil ich im Pflegebereich auch nicht wirklich was mache, aber permanent mit der Verwaltung, speziell auch mit der Heimleitung zusammenarbeiten muss, da geht es um Aufnahme, da geht es um Angehörige, da geht es um Organisatorisches, da geht es um Finanzielles,... Und das hat sich sicher auch verändert, weil auch die Anforderungen an die Pflegedienstleitung anders geworden sind. (...). Wenn auch nicht alles unbedingt meine Kernkompetenz ist, aber das ist eben so, als Pflegedienstleitung... Auch wenn ich jetzt praktisch nur für das Pflegepersonal verantwortlich bin, aber man muss ja trotzdem mit den anderen Berufsgruppen genauso kooperieren, beziehungsweise auch manche Sachen überwachen, sei es jetzt die Reinigung, sei es jetzt die Küche, sei es jetzt die Haustechnik. Schlussendlich läuft dann doch wieder alles da zusammen.“ (E2, 624-656)

Aus der Vielzahl an Aufgaben werden – nicht zuletzt um der gestiegenen Outputorientierung zu entsprechen – seitens der Organisationen bestimmte Leistungsanforderungen als besonders notwendig herausgestellt. Vor diesem Hintergrund ist der Aufwand für die (mittlerweile elektronische) Pflegedokumentation, die

² Die Anspruchsgruppen im Feld sind vielfältig und reichen von den Pflegebedürftigen und Angehörige über Geldgeber oder Medien bis hin zu den Pflegeberufen selbst.

neben der Professionalisierung des Pflegeberufes besonders der Transparenz erbrachter Leistungen und entsprechender Pflegequalität gegenüber dem Geldgeber wie auch den Angehörigen dient, deutlich gestiegen.

„Also es war ja bis vor ein paar Jahren noch ganz üblich, gerade im Langzeitbereich, dass man händisch dokumentiert hat, ja. (...) So, jetzt wird aber alles nachvollziehbar und viel kontrollierbarer, ja. Und auf das reagieren auch Angehörige und auf das reagiert auch das Land oder eine Heimaufsicht, die nutzen natürlich das, dass da eine Zeit drinnen steht, dass da drinnen steht, wer mit seinem Kürzel eingestiegen ist, dass da genau viel mehr Möglichkeit zur Dokumentation gibt wie vorher, ja.“ (E5, 324-335)

Allerdings bleibt an dieser Stelle kritisch anzumerken, dass die für die Dokumentationsarbeit beanspruchte Zeit unberücksichtigt bleibt wie auch jene Tätigkeiten, die nicht dokumentiert sind, als nicht erbracht gelten – ein Umstand, der viele Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter unter Druck setzt.

Die Zitate zeigen, dass und inwiefern Ökonomisierungsprozesse im Sinne einer kontrollierten Effizienzsteigerung in mehrfacher Hinsicht ‚Rechenschaft‘ verlangen: Die zu erbringenden Leistungen werden nicht nur (betriebs-)wirtschaftlich organisiert, sondern im Sinne ihrer ‚Messbarkeit‘ auch dokumentiert, um der outputorientierten Logik zu entsprechen.

Der bisweilen als semiprofessionell etikettierte Pflegeberuf versucht weiterhin, den neuen Herausforderungen sowie den erforderlichen Management- und Organisationstätigkeiten unter anderem durch Akademisierung gerecht zu werden (Aulenbacher/Riegraf 2012), wie sich in dafür neu konzipierten Studiengängen zeigt. Darin wird zusehends standardisierbares und evidenzbasiertes Wissen vermittelt und werden jene – für die Pflegepraxis als relevant eingeschätzten – Inhalte der ‚evidence based practice‘ sowie Case- und Care-Management gelehrt (Dammayr 2012).

Insofern machen sich im Zuge dieser betriebswirtschaftlichen, manageriellen und pflegewissenschaftlichen Ausrichtung neue Professionalisierungstendenzen bemerkbar, die jedoch den Pflegeberuf von sogenannten Fürsorgerationalitäten teils entfernen. Das Professionsverständnis, das sich einer „Ethik der Fürsorge“ verpflichtet weiß – das Sorge- und Pflegearbeit als Interaktions- und Beziehungsgeschehen begreift, auf existenzielle leib-seelische Abhängigkeiten reagiert und dem Aspekte der Fürsorge und Achtsamkeit eingeschrieben sind – entzieht sich einer outputorientierten Logik beziehungsweise wird durch diese gefährdet. Für die Beschäftigten stellt sich dies als konflikthaft dar und entstehen für sie an dieser Schnittstelle verschiedene Dilemmata, die es sowohl von den Organisationen wie auch von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern zu bearbeiten und in (handhabbare) Praktiken umzusetzen gilt. Die Pflegepersonen, die oft nur mehr ein pflegerisches Basisprogramm umsetzen können, empfinden dies als unbefriedigend, worin sich konfligierende Ansprüche zwischen Ethik und Ökonomie zeigen:

„(...) wird einmal in der Woche geduscht und Haare gewaschen, empfinden meine Mitarbeiter nicht als gute Pflege; aber das ist die Anforderung, die an sie gestellt wird. Also, die klaffen weit auseinander die Anforderungen und das was als gute Pflege (empfunden wird, MD).“ (E5, 242-249)

In dieser Hinsicht machen sich schließlich Deprofessionalisierungstendenzen dahingehend bemerkbar, als die operative Praxis zusehends von schwierigen Rahmenbedingungen betroffen ist, welche häufig ein formal geringer qualifiziertes Personal zu bewältigen hat. Insofern geschlechtliche Arbeitsteilungen in der Altenpflege weiterhin relevant sind und Frauen relativ häufiger als ihre männlichen Kollegen in der konkreten Pflegepraxis verbleiben (Reidl et al. 2006), sind sie auch häufiger von den schwierigen Rahmenbedingungen und von Prekarisierung betroffen (siehe dazu mehr in Kap. 4).

An dieser Stelle bleibt somit festzuhalten, dass sich im Zuge einer zusehends marktorientierten Reorganisation in Wissenschaft und Altenpflege ambivalente Entwicklungen beobachten lassen. Allerdings bilden sich im Zuge der Umgestaltung auch neue Optionen der Gestaltbarkeit heraus. Vor diesem Hintergrund können Veränderungen von Professionsnormen und Praktiken durchaus Raum für Neuverhandlungen von Geschlechterkonstruktionen bedeuten. Ob dies gelingt, ob Frauen unter den gegebenen Voraussetzungen, die nicht selten androzentrischen Logiken folgen, Beruf und private Verantwortlichkeiten vereinbaren und einem meritokratischen Prinzip entsprechen können, wird im folgenden Abschnitt erläutert.

4. Arbeitsalltag und Geschlecht: Von Rationalisierungen, Spezialisierungen und sozialen Ungleichheiten

4.1 Widersprüchliche Anforderungen und Rationalisierungen des Arbeitsalltags

Bei aller Unterschiedlichkeit der konkreten Arbeitstätigkeiten sind Beschäftigte in Wissenschaft und Pflege mit durchaus ähnlichen Phänomenen in ihrem täglichen Arbeitshandeln konfrontiert. Beide Berufsgruppen sind im Zuge der beschriebenen Restrukturierungen mit steigenden Arbeitsanforderungen konfrontiert, denen sie im Rahmen zeitlich eng getakteter Korridore nachkommen müssen. Sie versuchen daher, ihren Arbeitsalltag möglichst rational und effizient zu gestalten, um Zeit einzusparen wie etwa eine Pflegende berichtet: „Wir schauen natürlich, dass wir Zeitressourcen, oder Zeitfresser finden, wo brauchen wir vielleicht, wenn wir nicht beim Bewohner sind, viel zu lange, oder wo, wo tun wir Sachen dreimal.“ (E5, 263-272) Auch in der Wissenschaft bemüht sich das wissenschaftliche Personal Aufwände zu reduzieren, wobei hier vor allem der Be-

reich der Lehre betroffen ist; eine Wissenschaftlerin merkt an, dass die Vorbereitung „meistens allerdings recht dicht davor“ stattfindet (M2: Birte Aufwind, S. 42, 312). In der Wissenschaft zeigt sich ebenfalls, dass das weitgehend selbstbestimmte Arbeiten eigene Planungen und Priorisierungen von Aufgaben ermöglicht, um den Alltag möglichst effektiv zu gestalten. In der Pflege bestehen zwar keine Freiräume in diesem Maße, aber die wenigen flexiblen Elemente des Arbeitsalltags, wie die eigene Pausengestaltung, werden mit den Pflegeerfordernissen abgestimmt, um zumindest für eine überschaubare Zeit zeitliche Puffer zu schaffen. Zudem sollen Arbeitsteilungen, die auf unterschiedlichen Qualifikationen und Kompetenzen der Pflegenden basieren, bestehende Arbeitsabläufe straffen. Dies führt jedoch mitunter dazu, dass Fach-Sozialbetreuer und -betreuerinnen teilweise ihre Kompetenzen überschreiten, um Arbeiten des diplomierten Personals zu übernehmen, welche dieses im vorgegebenen Zeitrahmen nicht mehr auszuführen vermag (Simsa et al. 2004). Kompetenzüberschreitungen im Pflegebereich sind in Zusammenhang damit zu sehen, dass die Betroffenen nicht nur mehr, sondern oftmals widersprüchlichen Anforderungen nachkommen müssen. Insbesondere das diplomierte Personal steht vor dem Dilemma, den hohen Aufwand an Dokumentationspflichten und administrativen Aufgaben bewältigen zu müssen, weshalb die Pflege- und Betreuungsarbeit an Personal mit formal niedrigeren Qualifikationen ‚abgegeben‘ wird (Graß et al. 2014).

Wie im Pflegebereich spitzen sich auch in der Wissenschaft Konflikte zwischen den verschiedenen Aufgaben zu, wobei hier das Verhältnis von Lehre und Forschung angesprochen wird. Eine gerade habilitierende Wissenschaftlerin erläutert beispielsweise, dass mit den verschiedenen Tätigkeiten, denen sie im Rahmen ihrer sogenannten Qualifikationsanforderungen nachkommen muss, innere Konflikte verbunden seien:

„Ich rede jetzt die ganze Zeit davon die Lehre wegzuschieben, ich arbeite eigentlich wirklich gerne mit Studierenden, weil es ja eigentlich etwas ganz was Tolles ist, wenn man das weitergeben kann, aber es ist jetzt einfach momentan alles zu viel, zu viel Arbeit, zu viel Verwaltung eben, ständig der Druck mit der Habil im Hinterkopf, das ist einfach zuviel.“ (M2: Birgit Astwohl, S. 12, Z. 388-394, in Binner/Aulenbacher 2012)

4.2 Arbeitsalltag und die Arbeit der Geschlechter

Neben den geschilderten Rationalisierungen und Spezialisierungen ist der Arbeitsalltag in Wissenschaft und Pflege auch weiterhin von sozialen Ungleichheiten und geschlechtliche Arbeitsteilungen gekennzeichnet. Zwar finden gegenwärtig so viele Frauen wie nie zuvor Eingang in die Wissenschaft, geschlechtsspezifische Arbeitsteilungen und Segregationen, die länder- und disziplinspezifisch unterschiedlich ausgeprägt sind, kennzeichnen jedoch noch immer das wissenschaftliche Feld (European Commission 2013). Grundsätzlich zeigen sich

länderübergreifend vor allem vertikale Segregationen, was bedeutet, dass der Anteil von Frauen mit ansteigender Karrierestufe schrumpft. An österreichischen Universitäten ist das Phänomen der sogenannten „leaky pipeline“ (für die Wissenschaft: Blickenstaff 2005) besonders sichtbar: Hier sind Männer mit 78,4 Prozent gegenüber Frauen mit 21,6 Prozent auf der professoralen Ebene noch immer deutlich überrepräsentiert (BMWF 2013, S. 79). In Ländern wie Großbritannien, das von den Umstrukturierungsprozessen im europäischen Vergleich früh betroffen war, wird besonders deutlich, wie sich die Arbeit der Geschlechter neu verteilt und sich geschlechtsspezifische Segmentierungen entlang von Forschung und Lehre neu herausbilden. Es deutet sich die Entstehung eines zweigeteilten Arbeitsmarktes an, der Frauen vermehrt den Bereich der weniger reputationsträchtigen Lehre zuweist (Thomas/Davies 2002; Lynch 2009). Ähnliches empirisch belastbares Material gibt es für Länder wie Deutschland und Österreich noch nicht, es gilt jedoch zu hinterfragen, inwiefern die neuen Leistungsvorstellungen wiederum geschlechtlich konnotiert sind. Beispielhaft kann der Diskurs um Mobilität aus einer feministischen Perspektive in zwei Richtungen geführt werden. Einerseits kann die Anforderung nach Mobilität als Ausdruck einer Karrierepolitik verstanden werden, die sich an androzentrischen Arbeits- und Lebensmustern orientiert. Frauen dürfte es schwerer fallen, den Anforderungen nach Mobilität nachzukommen, vor allem wenn sie sich in einer biographischen Phase befinden, in welcher Betreuungspflichten auftreten können, wie eine österreichische Assistenzprofessorin formuliert:

„Natürlich Auslandsaufenthalte ist jetzt für meine ähm Familien aus meiner Familiensituation schwierig derzeit, die Kleine ist noch sehr klein ich möchte nicht länger weg, ich kann sie auch noch schwer mitnehmen (mhm) also das das Umtopfen funktioniert bei Kindern nicht, so leicht wenn sie noch so klein sind, größer wäre das kein Problem.“ (M2: Birgit Astwohl, S.13, Z. 442-446, in: Aulenbacher/Binner 2012)

Wie Costas et al. (2014) in ihrer Analyse zeigen, läuft der Diskurs um Mobilität andererseits Gefahr, Geschlechterdifferenzen und -hierarchien zu reproduzieren, indem Frauen im vornehinein auf Grund von potenziellen Betreuungsverpflichtungen als „underperformers“ konstruiert werden (ebd., S. 141). Nicht alle weiblichen Wissenschaftler sind jedoch Mütter oder müssen Betreuungsverpflichtungen nachkommen. Unter den Rahmenbedingungen einer Leistungspolitik, die zunehmend Leistungen erwartet, die ‚contra the job‘, also an Abenden, Wochenenden et cetera erbracht werden, gewinnt das Privatleben und die dort praktizierten Arbeitsteilungen der Wissenschaftler und -innen jedoch in neuer Weise an Bedeutung. Auf den ersten Blick scheinen die flexiblen Rahmenbedingungen der wissenschaftlichen Arbeit durchaus vorteilhaft zu sein und die Beschäftigten können ihre hohen Gestaltungsspielräume nutzen, um Pflichten in der wissenschaftlichen Arbeit und in der Sorgearbeit nachzukommen. Dies hat allerdings zur Folge, dass der Lebensraum jenseits der Erwerbssphäre ebenfalls Gegenstand von Rationalisierungsstrategien wird. Ähnlich wie der Erwerbsalltag wird auch das

Familienleben in umfassender Weise rationalisiert, durchorganisiert oder die Ansprüche reduziert, wie eine Wissenschaftlerin hinsichtlich ihres Aufwandes für das Zubereiten von Mahlzeiten berichtet: „Also ich bin da jetzt sicherlich keine Perfektionistin (...) nicht jeden Abend ein 3-Gänge Menü (...) also ich habe auch kein Problem damit, dass mein Bett nicht gemacht ist.“ (M2: Birte Aufwind: S. 57, Z. 1019-1034, in: Aulenbacher/Binner 2012)

Mit Blick auf die individuellen Praktiken in den Familien der Wissenschaftler und -innen wird klar, dass solcherlei Rationalisierungsbestrebungen nicht zu Aufhebungen traditioneller Arbeitsteilungen der Geschlechter führen, sondern dass diese vielmehr in neuer Weise zementiert werden. Auch wenn sich die ‚neuen Väter‘ vermehrt in die familiäre Arbeit einbringen, es sind die Frauen, die trotz hoher Leistungsanforderungen in der Wissenschaft die Hauptverantwortung für familiäre Aufgaben übernehmen. Sie sind es, die ihre Karriere unterbrechen, in Elternzeit gehen und nach dem Wiedereinstieg häufig in Teilzeit arbeiten, die nicht nur die Verantwortung für die Planung des familiären Alltags übernehmen sondern auch ihre erwerbsarbeitlichen Belange, wie zum Beispiel ihre Anwesenheit an der Universität oder auch die Planung von Auslandsaufenthalten danach ausrichten. So berichtet eine Mutter, dass sie eine Form der strategischen Anwesenheit an der Universität entwickelt habe, eine andere berichtet, dass sie an zwei Tagen zuhause arbeitet, um ihre kleine Tochter vom Kindergarten abholen zu können. Die flexible Arbeitsgestaltung gibt somit zum einen die Möglichkeit, Arbeit und andere Bereiche zu vereinbaren, auf der anderen Seite schafft sie jedoch auch die Voraussetzungen dafür, dass insbesondere Wissenschaftlerinnen mit den Mehrfachbelastungen zu kämpfen haben. Dies verweist darauf, dass sich die Frage der Verteilung der Arbeit nicht nur zwischen den Geschlechtern, sondern vor allem zwischen den Frauen, nämlich zwischen denjenigen mit und ohne Betreuungsverpflichtungen zuspitzt.

Hinsichtlich der Verteilung von Arbeit zwischen den Geschlechtern gilt es für den Pflegeberuf zunächst festzuhalten, dass dieser weiterhin als feminisiert bezeichnet werden kann: Im stationären Bereich der Altenpflege liegt der Anteil an Frauen bei 85 Prozent und in geriatrischen Tageszentren bei etwa 84 Prozent. Der höchste Frauenanteil ist mit 94 Prozent in der mobilen Pflege gegeben (BMSK 2007). Zwar steigen immer wieder auch Männer in den Pflegeberuf ein, allerdings entstehen mit Neueintritt der männlichen Kollegen arbeitsteilige Muster und Segregationen: Männer, die einen Pflegeberuf ergreifen, sind eher in der stationären als in der mobilen Pflege vorzufinden und sie verabschieden sich rascher wieder in Richtung einer Leitungs- und/oder Verwaltungsfunktion oder in Bereiche, in denen technisch-instrumentelles Wissen gefragt ist. „Den Erhebungen im Rahmen des Frauenförderprogramms zu Folge, hat sich der Männeranteil in der Pflege (...) in den letzten Jahren nicht signifikant steigern lassen. Auffällig aber

nicht unerwartet ist die Tatsache, dass der Männeranteil in der leitenden Verwaltungsebene am höchsten, bei den niedrigen operativen Positionen (z.B. Fürsorgehilfsdienst) gegen Null geht.“ (Reidl et al. 2006, S. 14)

Während also Männer – wie es Studien auch in anderen beruflichen Feldern zeigen – über den sogenannten ‚Fahrstuhl‘ in solche Felder ein- und aufsteigen, bleiben Frauen nach wie vor durch die ‚gläserne Decke‘ von den höheren Positionen abgeschnitten. Es sind also weiterhin Frauen, die relativ häufiger in der konkreten Pflegearbeit verbleiben, wo sie eher von prekären Arbeitsbedingungen bei gleichzeitig geringer Anerkennung betroffen sind. Damit kommt dem Geschlecht mit Blick auf die Neuverteilung von Arbeit und in der Bearbeitung der Spannungen zwischen Ökonomie und Ethik, Organisation und Profession und in der Unsichtbarmachung der Abwertung von Bereichen und Tätigkeiten in der formellen Altenpflege eine bedeutende Rolle zu.

Schließlich zeichnen sich zwischen den Frauen verschiedene und teils neue (soziale) Ungleichheiten ab. Im Kontext von Professionalisierungsbestrebungen und weiteren Ausdifferenzierungen zwischen den Berufsgruppen, wie es die Schaffung diverser Berufsbilder bedingt, werden zugleich neue Hierarchien gebildet (Graß et al. 2014). Erste Untersuchungen zeigen in dieser Hinsicht Ungleichheiten, weshalb etwa der australische Soziologe Michal D. Fine (2005) von einer Trennung in „professionelle Experten und Expertinnen“ und in einen „McDonaldisierten Sektor von Pflege“ spricht. „The division between core and marginal segments of the care labour force can be seen as representing alternative futures for care and human services. On the one hand, professional experts enjoy respect and relatively high rates of pay. (...). On the other hand, a potential workforce of low-paid care staff suggests a future of McDonaldized care, workers who might be thought of as providing cheap and affordable labour at short-term notice, ready to be laid off if and when it is convenient.“ (ebd., S. 262)

Dass weder in der formellen noch in der informellen Pflegearbeit eine tatsächliche Neuverteilung im Geschlechterverhältnis stattfindet, verdeutlicht schließlich der Blick auf ethniefaserte Arbeitsteilungen im informellen Bereich der Privathaushalte, wie sie im Rahmen der global care chain zustande kommen und in der Altenpflege (Stichwort: 24-Stundenpflege) besonders evident werden. Nicht nur in Pflegeeinrichtungen sondern auch in Privathaushalten, die dafür das erforderliche Geld aufzubringen vermögen, leisten die kostengünstigeren Migrantinnen wichtige und wertvolle Sorgearbeit. So sind es also wiederum Frauen, Migrantinnen aus osteuropäischen Ländern, die es den gut qualifizierten Mittel- und Oberschichtfrauen hierzulande ermöglichen, erwerbstätig zu sein. Dies jedoch unter Inkaufnahme von Mobilität und unter der sicher nicht einfachen Bedingung, die eigene Familie (Kinder) während dieser Zeit zurücklassen zu müssen, für deren Versorgung wiederum andere Frauen (Mütter, Schwestern etc.) einspringen

und die nur wenig von Männern übernommen wird (Bachinger 2009, 2014; Lutz/Palenga 2010).

Somit lässt sich resümieren, dass die im Zuge von Ökonomisierung bedingten, sich als mitunter hoch komplex erweisenden Anforderungen im (traditionell feminisierten) Feld der Altenpflege zusehends entlang der Diversitätsmerkmale von Geschlecht, Ethnie und formaler Qualifikation bearbeitet werden (Aulenbacher/Riegraf/Theobald 2014; Riegraf/Theobald 2010).

5. Fazit

Sowohl Wissenschaft wie auch Pflege sind von Ökonomisierungstendenzen betroffen, die sich in beiden Feldern als Tendenzen der Vermarktlichung beziehungsweise Verbetriebswirtschaftlichung zeigen, wobei im Bereich der Pflege parallel Tendenzen der Familialisierung zu beobachten sind. Ökonomisierungs- und Rationalisierungsprozesse, die in beiden Feldern das professionelle Selbstverständnis nicht unberührt lassen, machen im Spannungsfeld von Organisation und Profession die Frage von Geschlecht bedeutsam. So ist in beiden Feldern beobachtbar, dass Neudefinitionen, Auf- und Abwertungsprozesse von Leistungen eng mit der geschlechtsspezifischen Verteilung von Arbeit verbunden sind. In der Wissenschaft, einem traditionell androzentrischen Berufsfeld erweisen sich vertikale Segregationslinien der Geschlechter noch immer als stabil. Zudem scheinen sich neue Arbeitsteilungen zwischen den Geschlechtern im Zuge der neuen Leistungsanforderungen abzuzeichnen. In der Pflege, einem traditionell feminisierten Bereich, bleiben die Frauen gegenüber ihren männlichen Kollegen zwar in der Mehrheit, jedoch entstehen mit dem zunehmenden Eintritt der Männer zeitgleich geschlechtsspezifische Segregationen, die Frauen eher in den operativen Bereich der Pflege und Männer in die höher angesehen Bereiche der Verwaltung und des Managements verweisen. Mit Blick auf die formelle Pflege wird zudem deutlich, wie Fragen der Arbeitsteilung zwischen Frauen und sozialer Ungleichheit an Brisanz gewinnen. In ähnlicher Weise dürfte der Ungleichheit zwischen Frauen in der Wissenschaft ebenfalls mehr Beachtung geschenkt werden, da sich gleichstellungspolitische Bestrebungen vermehrt auf die Förderung von sogenannten ‚exzellenten‘ Wissenschaftlerinnen – oftmals vor allem in den Technik- und Naturwissenschaften ansässig – konzentrieren. Mit Blick auf die Wissenschaft und die (informelle) Pflege zeigt sich zudem, wie der Privathaushalt, und die dortige Verteilung der Arbeit zwischen und unter den Geschlechtern noch immer eine relevante Kategorie der Ungleichheit darstellt. Studien aus dem Bereich der Pflege zeigen hier, wie sich diese Benachteiligungen unter Hinzunahme der intersektionalen Kategorien verschärfen (Aulenbacher et al. 2014b; Bachinger 2014; Lutz/Palenga-Möllenbeck 2010). Mit Blick auf die hier exemplarisch vorgestellten Felder der Wissenschaft und Pflege zeigt sich, dass und inwiefern

Arbeitsbereiche und Lebensformen unter den Rahmenbedingungen einer forcierten Ökonomisierung in neuer Weise ‚kapitalisiert‘ werden: Nicht nur werden einzelne Leistungen als mehr oder weniger ‚wertvoll‘ und für Karriereverläufe lohnend herausgestellt; ebenso erweist sich die Gestaltung des Privatlebens zusehends als bedeutsame Ressource für die Positionierung am Arbeitsplatz: Zum einen gilt dies für diejenigen – vorwiegend Männer –, die noch immer zumeist keiner Reproduktions- und Sorgearbeit nachgehen müssen. Zum anderen für diejenigen, die es sich finanziell leisten können, Aufgaben jenseits der Erwerbssphäre an andere Personen abzugeben. Für jene hingegen, die sich dies nicht leisten können, kann das Privatleben und die dort praktizierte Arbeitsteilung noch immer eine Barriere für eine entsprechende Teilhabe am Erwerbsarbeitsmarkt und im Karriereverlauf darstellen. Die Frage der Arbeit zwischen und innerhalb der Geschlechter ist davon im hohen Maße berührt.

Literatur

- Aulenbacher, Brigitte/Binner, Kristina (2012): Arbeit, Alltag und Geschlecht in der Wissenschaft. Arbeitsmaterialien zur Spezialisierung I und II im Praxisfeld (Care, Bildung, Wissen). WissenschaftlerInneninterviews. 1. und 2. Interner Materialienband (M1 und M2). Linz, Eigendruck.
- Aulenbacher, Brigitte/Riegraf, Birgit (2012): Jung kaputt spart Altersheim. Arbeit und Daseinsfürsorge, Gleichheit und Gerechtigkeit in postfordistischen Arbeitsgesellschaften. In: Kubicek, Bettina/Miglbauer, Marlene/Muckenhuber, Johanna/Schwarz, Claudia (Hrsg.): Arbeitswelten im Wandel. Interdisziplinäre Perspektiven der Arbeitsforschung. Wien, S. 63-79.
- Aulenbacher, Brigitte/Riegraf, Birgit (2009): Markteffizienz und Ungleichheit – Zwei Seiten einer Medaille? Klasse/Schicht, Geschlecht und Ethnie im Übergang zur postfordistischen Arbeitsgesellschaft. In: Aulenbacher, Brigitte/Wetterer, Angelika (Hrsg.): Arbeit, Diagnosen und Perspektiven der Geschlechterforschung. Forum Frauen- und Geschlechterforschung Band 25. Münster, S. 230-248.
- Aulenbacher, Brigitte/Binner, Kristina/Kubicek, Bettina (2013): Sicherheit durch Leistung und die Frage der Geschlechtergleichheit. AssistenzprofessorInnen im Wandel der österreichischen Universitäten und als GrenzmanagerInnen zwischen Wissenschaft und Familie. In: Binner, Kristina/Kubicek, Bettina/Roswandowicz, Anja/Weber, Lena (Hrsg.): Die unternehmerische Hochschule aus der Perspektive der Geschlechterforschung. Zwischen Aufbruch und Beharrung. Münster, S. 171-191.
- Aulenbacher, Brigitte/Dammayr, Maria/Décieux, Fabienne (2014a): Herrschaft, Arbeitsteilung, Ungleichheit – Das Beispiel der Sorgearbeit und des Sorgeregimes im Gegenwartskapitalismus. In: Prokla Nr. 175, S. 209–224.
- Aulenbacher, Brigitte/Riegraf, Birgit/Theobald, Hildegard (2014b, Hrsg.): Sorge: Arbeit, Verhältnisse, Regime – Care: Work, Relations, Regime. Zeitschrift Soziale Welt. Sonderband Nr. 20. Baden-Baden.
- Auth, Diana (2013): Ökonomisierung der Pflege. In: WSI Mitteilungen Heft 6, S. 412-422.

- Bachinger, Almut (2009): Der irreguläre Pflegearbeitsmarkt, Zum Transformationsprozess von unbezahlter in bezahlte Arbeit durch die 24-Stunden-Pflege (Dissertation). In: http://inex.univie.ac.at/uploads/media/DISSERTATION_almut_bachinger.pdf [Zugriff am 23.7.2014].
- Bachinger, Almut (2014): 24-Stunden-Betreuung – ganz legal? Intersektionale Regime und die Nutzung migrantischer Arbeitskraft. In: Aulenbacher, Brigitte/Dammayr, Maria (Hrsg.): Für sich und andere sorgen. Krise und Zukunft von Care in der modernen Gesellschaft, Weinheim/Basel, S. 127–138.
- Blickenstaff, Jacob Clarc (2005): Women and science careers: leaky pipeline or gender filter? In: Gender and Education Vol. 17, Issue 4, S. 369–386.
- BMASK – Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz (2014): Arbeitsrechtliches zur Pflegekarenz und Pflgeteilzeit. In: http://www.sozialministerium.at/site/Arbeit/Arbeitsrecht/Pflegekarenz_und_Pflgeteilzeit/Arbeitsrechtliches_zur_Pflegekarenz_und_Pflgeteilzeit [Zugriff am 14.7.2014].
- BMSK – Bundesministerium für Soziales und Konsumentenschutz (2007): Beschäftigte im Alten- und Behindertenbereich im Jahr 2006. In: http://www.bmsk.gv.at/cms/site/attachments/4/1/2/CH0161/CMS1228215542463/beschaefigte_im_alten-und_behinderten_bereich_2006.pdf [23.07.2014].
- BMWF – Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung (2013): Statistisches Taschenbuch 2013, Wien. In: <http://eportal.bmbwk.gv.at> [13.01.2014].
- Costas, Ilse/Camus, Céline/Michalczyk, Stephanie (2013): The Mobility Discourse as a New Public Management Strategy: Gender Impact on Academics in Germany and France. In: Binner, Kristina/Kubicek, Bettina/Roswandowicz, Anja/Weber, Lena (Hrsg.): Die unternehmerische Hochschule aus der Perspektive der Geschlechterforschung. Zwischen Aufbruch und Beharrung. Münster, S. 137–151.
- Currie, Jan/Harris, Patricia/Tiehle, Bev (2000): Sacrifices in Greedy Universities: are they gendered? In: Gender and Education Vol. 12, No. 3, S. 269–291.
- Dammayr, Maria (2012): Pflege zwischen Ökonomisierung und Professionalisierung – Das Beispiel der Alten- und Langzeitpflege in Österreich. In: Arbeit. Zeitschrift für Arbeitsforschung, Arbeitsgestaltung und Arbeitspolitik, Jg. 21, Heft 4, S. 263–277.
- European Commission. (2013). She figures 2012: Gender in Research and Innovation. Statistics and Indicators. Luxembourg.
- Fine, Michael D. (2005): Individualization, risk and the body: Sociology and care. In: Journal of Sociology, Vol. 41, No. 3, S. 247–266.
- Graß, Doris/Dammayr, Maria/Gegenhuber, Thomas (2014). Governance und Leistung im Umbruch. Hinweise auf Spannungsverhältnisse in den Feldern Schule, Altenpflege und industrielle Kreativarbeit. Working paper 02 des DOC-team 67 „Legitime Leistungspolitiken“ der ÖAW an der JKU Linz, Linz. In: <http://www.jku.at/legitimeleistungspolitiken/content/e222094>. [Zugriff am 01.06.2014].
- Kreckel, Reinhard/Zimmermann, Karin (2014): Hasard oder Laufbahn. Akademische Karrierestrukturen im internationalen Vergleich. Leipzig.
- Lutz, Helma/Palenga-Möllenbeck, Ewa (2010): Care-Arbeit, Gender und Migration. Überlegungen zu einer Theorie der transnationalen Migration im Haushaltsarbeitssektor in Europa. In: Apitzsch, Ursula/Schmidbaur, Marianne (Hrsg.): Care und Migration. Die Ent-Sorgung menschlicher Reproduktionsarbeit entlang von Geschlechter- und Armutsgrenzen. Opladen & Farmington Hills, S. 143–161.
- Lynch, Kathleen (2010): Carelessness: A Hidden Doxa of Higher Education. In: Arts and Humanities. In: Higher Education Vol. 9, No. 1, S. 54–67.
- Noble, David F. (1992). A World without Women. The Christian Clerical Culture of Western Science. New York.

- Pernicka, Susanne/Lücking, Stefan/Lasofsky-Blahut, Anja (2012): Sein oder nicht sein? Neue Rahmenbedingungen, Karriereoptionen und Interessenorganisation in der universitären und außeruniversitären Forschung? In: SWS-Rundschau Jg. 52, Heft 2, S. 149-170.
- Reidl, Sybille/Schaffer, Nicole/Woitech, Birgit (2006): Chancengleichheit im Pflegebereich. In: http://www.gendernow.at/downloads/Bericht%20Chancen_gleichheit%20im%20Pflegebereich.pdf [Zugriff am 01.09.2011].
- Riegraf, Birgit/Theobald, Hildegard (2010): Überkreuzungen sozialer Ungleichheiten in der Fürsorgearbeit: Wandel der Versorgung älterer Familienmitglieder im Ländervergleich. In: Dackweiler, Regina/Schäfer, Reinhild (Hrsg.): Wohlfahrtsstaatlichkeit und Geschlechterverhältnisse aus feministischer Perspektive. Münster, S. 132-149.
- Schimank, Uwe (2005): Die akademische Profession und die Universitäten. „New Public Management“ und eine drohende Entprofessionalisierung. In: Klatetzki, Thomas/Tacke, Veronika (Hrsg.): Organisation und Profession. Wiesbaden, S. 143-166.
- Simsa, Ruth/Schober, Christian/Schober, Doris (2004): Belastete AltenpflegerInnen. Zur Notwendigkeit verbesserter Rahmenbedingungen für eine langfristige Qualitätssicherung der Altenpflege. In: SWS-Rundschau, Jg. 44, Heft 4, S. 497-509.
- Slaughter, Sheila/Rhoades, Gary (2004). Academic Capitalism in the New Economy. Baltimore.
- Thomas, Robyn/Davies, Annette (2002): Gender and New Public Management: Reconstituting Academic Subjectivities. In: Gender, Work and Organization Vol. 9, No. 4, S. 372-397.
- Wissel, Carsten von (2007): Hochschule als Organisationsproblem. Neue Modi universitärer Selbstbeschreibung in Deutschland. Bielefeld.

Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler - Empirische Befunde mehrdimensionaler Asymmetrie im Universitätsbetrieb

ESTER HÖHLE

1. Problemstellung: der Drop-Out von Frauen aus der Wissenschaft

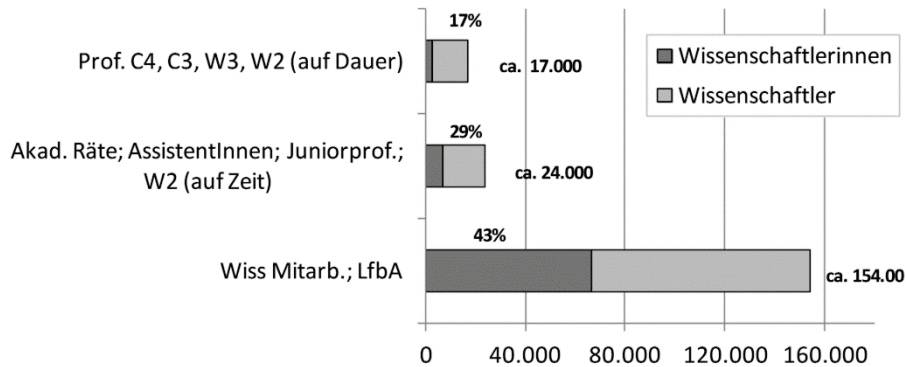
Wie andere berufliche Bereiche auch, zeigt sich die Wissenschaft vor allem in den oberen Positionen als ein männlich dominiertes Berufsfeld. Der Frauenanteil auf Universitätsprofessuren liegt in Deutschland bei nur 20%. Auch innerhalb der Professur gibt es geschlechtliche Verteilungsmuster: Liegt auf der untersten Stufe, der Juniorprofessur, die streng genommen nicht zur Professur gezählt wird, der Frauenanteil bei 38%, finden sich in den höchsten professoralen Positionen, C4 und W3, nur 16,5% (StBA 2012, S. 40 & 42). Im europäischen Vergleich liegt Deutschland damit unterhalb des Durchschnitts (European Commission 2013, S. 90).

Unter denen, die eine akademische Karriere beginnen, ist der Frauenanteil dagegen inzwischen deutlich angestiegen. Waren 1992 noch 29% einer Promotionskohorte weiblich, nähert sich heute der Frauenanteil immer weiter der Hälfte an und hat 2010 44% erreicht (Gemeinsame Wissenschaftskonferenz 2011). Innerhalb der hauptberuflich wissenschaftlich Beschäftigten an Universitäten ist der Frauenanteil unter den Lehrkräften für besondere Aufgaben (LfbA) mit 49% am höchsten. Wegen des besonders hohen Lehrdeputats bietet diese Position jedoch nur sehr eingeschränkte wissenschaftliche Entwicklungsmöglichkeiten (StBA 2012, S. 40 & 42).

Abbildung 1 präsentiert die pyramidenförmige Personalstruktur an Hochschulen. Wissenschaftliche Mitarbeiter/innen und Lehrkräfte für besondere Aufgaben umfassen den größten Teil des Personals. Ein relativ kleiner oberer Mittelbau besteht aus Akademischen Rät/inn/en, Juniorprofessor/inn/en und C2/W2 Professor/inn/en und die Professor/inn/enschaft auf W2 und C4 Stellen bildet einen sehr kleinen Teil. Der Frauenanteil nimmt dabei von Stufe zu Stufe ab. Entlang dieser personalstrukturellen Hierarchie verteilen sich die Aufgaben, Verantwortlichkeit und Macht, wobei der geringere Frauenanteil nach oben hin auch bedeutet, dass

Frauen damit insgesamt ein geringerer Anteil an Einfluss, Entscheidungs- und Gatekeeperkompetenzen zukommt.

Abbildung 1: Pyramidenförmige Personalstruktur an Universitäten (2013)



Quelle: Eigene Darstellung anhand des Daten StaBu 2014, S. 40 & 42

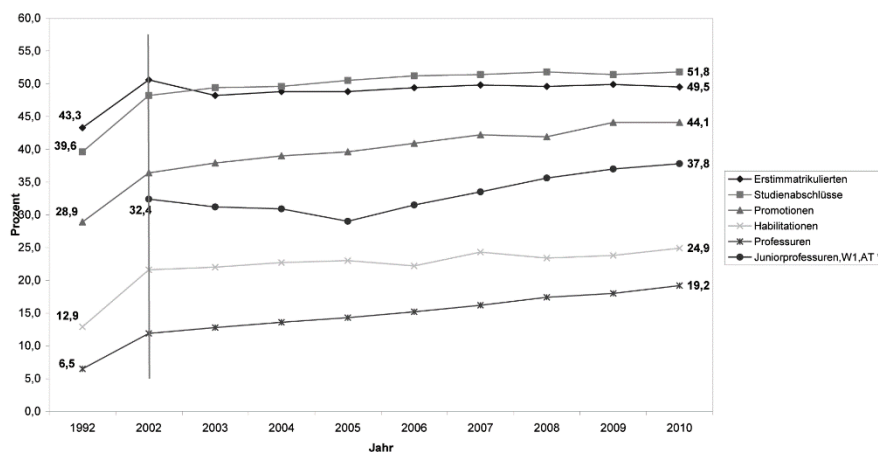
1.1. Generationeneffekt oder Leaky Pipeline?

Die Erklärungsansätze für den nach oben hin abnehmenden Frauenanteil gehen grundsätzlich in zwei Richtungen. Die eine Richtung geht von der Annahme aus, dass Frauen prinzipiell etwas schlechtere Chancen haben als Männer, im Beruf höhere Positionen zu erreichen, auch wenn ihre formale Ausbildung mit der von Männern vergleichbar ist. Dieser Ansatz erklärt die schlechteren Chancen mit dem sogenannten Leaky Pipeline Effekt. Er beschreibt, dass Frauen aus einer ansteigenden Berufslaufbahn stärker „heraustropfen“ als Männer (MIT 1999). Der Leaky Pipeline Ansatz ist für diverse Erklärungsdimensionen offen, wie z.B. individuelle Orientierungen, gesellschaftlich-strukturelle Vorgaben als auch inner-institutionelle Ausschlussmechanismen. Der folgende Text geht von diesem Ansatz aus und stellt verschiedene Dimensionen geschlechtsspezifischer Asymmetrie anhand von empirischen Studien dar.

Die andere Richtung dagegen geht davon aus, dass Frauen und Männer bei gleichen formalen Ausgangsbedingungen prinzipiell dieselben Chancen haben, höhere Positionen zu erreichen. Die geringen Frauenanteile in hohen Positionen sind dadurch zu begründen, dass in früheren Generationen die Studienbeteiligung von Frauen niedrig war: Lagen die Frauenanteile der Studienabsolvent/inn/en 1950 unter 5% und 1980 unter 25%, liegen sie heute bei ungefähr der Hälfte der Studierenden (vgl. CEWS). Die geringen Frauenanteile in den hohen Positionen spiegeln danach die geringen Studentinnenanteile vor einer Generation wieder, weshalb der Ansatz Generationeneffekt genannt wird. Wenn Chancengleichheit besteht, müsste sich nach ausreichend hoher Bildungsbeteiligung im Laufe der

Zeit eine entsprechende Repräsentanz von Frauen auf den hohen Positionen ergeben. Folgt man dieser Argumentation, ist es nur eine Frage der Zeit, bis die Kohorten mit höheren Absolventinnenquoten die oberen Positionen erreicht haben. Ob ein Generationeneffekt besteht, lässt sich durch den zeitlichen Verlauf der Frauenanteile in den akademischen Statuspassagen überprüfen. In Abbildung 2 sind die Frauenanteile in verschiedenen akademischen Statuspassagen abgebildet. Für jede Statuspassage wird großzügig eine Dauer von 8 Jahren angenommen. Wie sich ablesen lässt, steigen innerhalb jeder Statuspassage die Frauenanteile mit den Jahren an. Es lässt sich jedoch auch ablesen, dass der Frauenanteil nicht so viel ansteigt, um auf das Eingangsniveau der vorhergehenden Passage zu kommen. Das heißt, dass trotz steigender Frauenanteile Frauen von Passage zu Passage „verloren“ gehen. Insbesondere die Phase zwischen der Promotion und der Habilitation ist die Stufe, in der der Frauenanteil am meisten abfällt. Dabei waren 2002 etwas über 35% der Promovierten weiblich, während 2010 nur ca. 25% der Habilitierten weiblich waren. Das veranschaulicht, dass unter denen, die potentiell eine akademische Laufbahn starten, weniger Frauen als Männer „oben ankommen“. Das bedeutet auch, dass der nach oben hin sinkende Frauenanteil sich nicht allein durch den Generationeneffekt erklären lässt und sich auch nicht von selbst ausgleichen wird.

Abbildung 2: Frauenanteile in akademischen Statuspassagen 2002-2010



Gemeinsame Wissenschaftskonferenz 2011, S. 7. * Juniorprofessur ab 2002 erfasst

1.2. Dimensionen der Asymmetrie

Welche Mechanismen für das Verlassen von Frauen aus der Wissenschaft verantwortlich sind, hat die Geschlechterforschung detailliert untersucht und vielfältige empirische Ergebnisse hervorgebracht. Aus den Analysen kann jedoch geschlossen werden, dass es *nicht ein einzelner Faktor* ist, der für die berufliche

Benachteiligungen und die Reproduktion von Geschlechterverhältnissen verantwortlich gemacht werden kann. Vielmehr stellt sich die berufliche Benachteiligung als ein multidimensionales Phänomen dar, in dem viele Faktoren zusammenwirken, die sich gegenseitig stützen und verschränken, sodass es der Komplexität des Gegenstands nicht gerecht werden würde, sie unter einer einzelnen Perspektive zu betrachten. Hier sollen ein grober Überblick über wichtige Themenstränge gegeben und ausgewählte empirische Befunde vorgestellt werden. Dabei wird davon ausgegangen, dass sich die gesellschaftlichen Strukturen, geschlechtsspezifischen Rollenzuschreibungen und die Vergeschlechtlichung von Berufsbildern auf drei Ebenen auswirken. Die Ergebnisse der empirischen Studien werden folgendermaßen eingeteilt:

- *Individuelle Ebene:* Zur individuellen Ebene zählen beispielsweise die Ziele und Chancen, die eine Person mit der eigenen Karriere verbindet.
- *Institutionsebene:* Auf der Ebene der Institution, der Universität, spielen die beruflichen Rahmenbedingungen, wie z.B. der Arbeitsvertrag, die beruflichen Aufgaben in Lehre und Forschung und die Möglichkeit zu publizieren eine wichtige Rolle. Auch die Unterstützung durch eine Mentorin oder einen Mentor sowie die Einbindung in die Scientific Community und in wissenschaftliche Netzwerke werden hier dazu gezählt (Laudel 2013).
- *Paarbeziehung und Familie:* Hier wird der Fokus auf Partnerschaft, Familie und das Modell der innerfamiliären Arbeitsteilung gelegt. Die Verzahnung von Privat- und Berufsleben betrifft Paare mit Kindern als auch Paare ohne Kinder und kann unterschiedlichen Einfluss auf die Karrierechancen von Frauen und Männern haben.

Es muss festgestellt werden, dass sich die Ebenen nicht vollkommen trennscharf zueinander verhalten, sondern sich überlagern und sich typischerweise gegenseitig bedingen.

2. Auswahl der Studien

Im folgenden Abschnitt werden die Befunde empirischer Studien zusammengetragen, die die Situation von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern an Universitäten beschreiben. Es handelt sich dabei um eine Auswahl von Studien, die als wissenschaftlich zuverlässig und repräsentativ für die Situation von Frauen und Männern in der Wissenschaft eingeschätzt werden. In einigen der Studien wurden neben offensichtlichen Unterschieden wie der vertraglichen Ausgestaltung auch die subtilen Diskriminierungen, informellen Hierarchien, die Einbindung in die Scientific Community usw. erfasst. Hier geht es weniger darum, Gesamtergebnisse über die Karrierewege in der Wissenschaft zu präsentieren, sondern vielmehr darum, bestehende Beiträge zur Erklärung geschlechtsspezifisch unterschiedlicher Chancen zwischen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern

zusammenzutragen. Es ist darauf hinzuweisen, dass die Befragtengruppen von Studie zu Studie nicht immer ganz gleich sind. Die Studien unterscheiden sich beispielsweise darin, welchen Karrierestufen die Befragten angehören, wobei Geschlechterunterschiede teilweise durch die Zugehörigkeit zu unterschiedlichen akademischen Rängen erklärbar sind. Auch unterscheiden sich darin, ob Angehörige einzelner Fächer befragt wurden (z.B. Vogel/Hinz 2004), oder ob die Beschäftigten aller Fächer zusammengefasst wurden, wobei in dem Fall nicht ganz klar ist, inwieweit sich Geschlechterunterschiede durch Fachspezifika erklären lassen (z.B. Metz-Göckel et al. 2009). Es muss in diesem Rahmen darauf verzichtet werden, jede einzelne Studie vorzustellen. Im Folgenden werden die Ergebnisse entlang der drei oben dargestellten Analyseebenen dargestellt.

3. Ergebnisse

Die Arbeit in der universitären Wissenschaft in Deutschland ist eine zeitintensive Tätigkeit, die zwar wegen ihrer interessanten Inhalte, sowie der persönlichen Flexibilität und Autonomie geschätzt wird (Vogel/Hinz 2004, S. 75), dennoch oder gerade deswegen den vollen Einsatz an Kraft und verfügbarer Zeit abverlangt. Der Forschungstätigkeit ist inhärent, dass sie nie ganz abgeschlossen ist und es auch keine Obergrenze für die Anzahl und Qualität an Publikationen, an eingeworbenen Drittmitteln, der thematischen Tiefe und Breite der eigenen Kenntnisse oder an Netzwerkaktivitäten gibt. Dieser Aspekt der Entgrenztheit (Baruch 2004) wird dadurch bedingt, dass es keine verbindlichen Standards dafür gibt, was unter wissenschaftlicher Qualität verstanden wird. Die Anforderungen von einerseits hohem persönlichen Einsatz, wie dem Ineinanderfließen von Arbeits- und freier Zeit, beruflichen und privaten Orten, ist von verschiedenen Wissenschaftler/innen als die „wissenschaftliche Lebensform“ bezeichnet worden (Metz-Göckel et al. 2009, S. 2; Kraus 2008). Gleichzeitig ist die berufliche Perspektive aufgrund von befristeten Arbeitsverträgen und wenig verfügbaren Dauerstellen häufig bis in späte Karrierephasen hinein unsicher und es besteht wenig Transparenz darüber, wie ein beruflicher Aufstieg in der Wissenschaft planbar ist. Während sich die Nachwuchswissenschaftler/innen auf den befristeten Stellen häufig bis in späte Lebensjahrzehnte hinein beweisen müssen, bekommen die Aspekte der Entgrenztheit eine besondere, teilweise selbstausbeuterische, Dimension. Dass diese Lebensform nicht frei von Geschlechterdimensionen ist, in alle Ebenen des Lebens hineinreicht und zur systematischen Benachteiligung von Frauen beitragen kann, zeigen die Ergebnisse empirischer Studien.

3.1. Individuelle Ebene

Bei der Frage, wer eine akademische Laufbahn einschlägt, ist es zunächst sinnvoll zu ermitteln, welche persönlichen Ziele diejenigen haben, die prinzipiell dafür in Frage kommen. In verschiedenen Studien wurden Wissenschaftlerinnen

und Wissenschaftler verschiedener Karrierestufen danach gefragt, ob sie das Ziel haben, eine akademische Karriere zu verfolgen.

Flöther wertete die Antworten von Promovierten kurz nach der Promotion aus, die in akademischen sowie nicht-akademischen Bereichen tätig waren. Von ihnen hatte ungefähr ein Viertel die Motivation, langfristig eine akademische Karriere zu verfolgen. Hier gibt es kaum Geschlechterunterschiede: 24% der Frauen und 26% der Männer geben kurz nach der Promotion eine Wissenschaftskarriere als ihr Ziel an (Flöther 2013, S. 291). Unter denjenigen, die während einer Anstellung an einem Lehrstuhl oder anhand eines Stipendiums promovieren, liegt der Anteil höher: hier strebt ungefähr die Hälfte an, auch weiterhin in der akademischen Lehre und Forschung berufstätig zu sein, Frauen sogar leicht häufiger als Männer (Briedis et al. 2014, S. 38). Damit kann festgestellt werden, dass die geringere Beteiligung von Wissenschaftlerinnen nicht an einer geringeren Motivation von Frauen liegt, eine akademische Karriere zu verfolgen – zumindest nach dem, was sich über diesen Karriereabschnitt aussagen lässt.

Betrachtet man dagegen nur diejenigen, die sich sowohl eine akademische als auch eine nicht-akademische Karriere vorstellen können, ist der Frauenanteil deutlich höher als der der Männer (Flöther 2013, S. 291; Briedis et al. 2014, S. 38). Dies kann als größere Offenheit oder Flexibilität gedeutet werden, die vom Arbeitsmarkt bzw. dem privaten Umfeld gefordert werden. Damit ist der Anteil unter den Frauen mit (möglichem) Interesse an einer Wissenschaftskarriere etwas höher als unter den Männern.

Tatsächlich schätzen Wissenschaftlerinnen jedoch die Karrierechancen in der Wissenschaft als leicht schlechter ein als Wissenschaftler: Vogel und Hinz geben an, dass nur 19% der Frauen, aber 26% der Männer diese als "gut" einschätzen (Vogel/Hinz 2004, S. 183). In der Studie von Grün et al. sehen ebenfalls weniger Frauen als Männer ihren beruflichen Perspektiven optimistisch entgegen (71% der Frauen, aber 82% der Männer). Hier ist jedoch ein deutliches Gefälle zwischen den weiblich dominierten Geisteswissenschaften und den männlich dominierten Ingenieurwissenschaften zu verzeichnen (Grün et al. 2009, S. 33). Als ein weiteres interessantes Ergebnis lässt sich anführen, dass es Geschlechterunterschiede auch hinsichtlich der beruflichen Zufriedenheit bei Postdocs an Universitäten und außeruniversitären Forschungseinrichtungen gibt: 69% der Frauen und 74% der Männer geben an, dass sie zufrieden mit ihrer beruflichen Situation sind (Flöther, 2013 S. 295).

3.2. Institutionsebene

Während Organisationen häufig als geschlechtsneutral gedacht werden, wurde in der feministischen Forschung das Konzept von Gendered Organizations entworfen. Nach Acker verlaufen innerhalb von Organisationen geschlechtsspezifische

Trennungslinien durch alle Bereiche hindurch, „advantage and disadvantage, exploitation and control as well as meaning and identity are patterned through in terms of a distinction between male and female, masculine and feminine.“ (Acker 1990) Hier werden empirische Befunde verschiedener institutioneller Bedingungen, wie z.B. die Vertragsbedingungen, Unterstützung, Leistungsbewertung und Kommunikationsstrukturen in Bezug auf Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler diskutiert.

3.2.1. Universitäre Vertragsbedingungen

Da der hohe Anteil an befristeter Beschäftigung als ein Hauptgrund angegeben wird, der Wissenschaft komplett den Rücken zuzukehren (Selent 2013; Vogel/Hinz 2004, S. 74), kann angenommen werden, dass diejenigen mit einer unbefristeten Beschäftigung mit höherer Wahrscheinlichkeit dauerhaft in der Wissenschaft bleiben und höhere Positionen erreichen werden. Befristete Beschäftigung wird von den Betroffenen als eher belastend wahrgenommen (Vogel/Hinz 2004, S. 72). Verschiedene Analysen der Vertragsarten von Wissenschaftler/innen führen zu dem Ergebnis, dass Frauen etwas häufiger befristet beschäftigt sind als Männer. Laut der Analyse von Metz-Göckel et al. befanden sich im Jahr 2006 80% der weiblichen und 76% der männlichen wissenschaftlichen Beschäftigten in einem befristeten Arbeitsverhältnis (Metz-Göckel et al. 2010, S. 15; Goastellec/Pekari 2013, S. 65). Zwar ist der Unterschied nicht groß, dennoch kann vermutet werden, dass er zu einem leicht höheren Ausscheiden von Frauen aus der Wissenschaft beiträgt. Die Befristungsanteile unterscheiden sich nach Fächern, doch bestehen auch innerhalb der Fächer die vermuteten Geschlechterunterschiede, wie Vogel und Hinz herausarbeiten (ebd. 2004, S. 72). Bei beiden Geschlechtern nimmt der Anteil an unbefristet beschäftigten Wissenschaftler/innen mit steigendem Alter zu (Goastellec/Pekari 2013, S. 67).

Die Anstellung in Teilzeit weist ein deutlicheres Geschlechtergefälle auf. Im Jahr 2006 waren 59% der Frauen und 37% der Männer in Teilzeit angestellt (Metz-Göckel et al. 2010, S. 16). Häufig wird Teilzeitarbeit positiv als eine Kompromisslösung gewertet, die die Vereinbarkeit von Beruf und Familie für Frauen ermöglichen soll. Der Unterschied im Vertragsumfang ist jedoch auch zwischen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern ohne Kinder vorhanden, wenn auch geringer. Er nimmt mit der Anzahl der Kinder zu: Frauen mit Kindern arbeiten häufiger in Teilzeit als Frauen ohne Kinder, während Männer mit Kindern häufiger in Vollzeit arbeiten als Männer ohne Kinder (eigene Analyse der EUROAC Befragung; Teichler/Höhle 2013, S. 1-12). Das bestätigt die Annahme, dass Kinder für die Karriere von Männern eher förderlich, von Frauen eher hinderlich sind.

3.2.2. Zeitverteilung für Lehre und Forschung

Zu den Kernaufgaben wissenschaftlicher Tätigkeiten gehören neben Administration in erster Linie Lehre und Forschung. Für beruflichen Aufstieg stehen jedoch die Leistungen in der Forschung im Vordergrund, wie beispielsweise die formelle Weiterqualifikation anhand einer Promotion oder Habilitation, die Bearbeitung neuer Fragestellungen, das Verfassen von Publikationen, das Halten von Vorträgen sowie die Einwerbung von Drittmitteln. Auch die Sichtbarkeit in der Scientific Community kann als eine Art „Währung“, die für den Austausch und das berufliche Fortkommen wichtig ist, betrachtet werden (Kahlert 2013, S. 286). Dementsprechend ziehen Wissenschaftler/innen ihre Identität eher aus ihrer Forschungsleistung, während Lehre zuweilen als Pflicht gesehen wird und in der Hierarchie der Tätigkeiten niedriger angesiedelt ist. In den meisten wissenschaftlichen Positionen werden beide Tätigkeiten ausgeführt, wenn auch nicht unbedingt zu gleichen Anteilen. Die Verteilung der Aufgaben hängt von der Art der Position ab, z.B. einer Drittmittelstelle in einem Forschungsprojekt, einer Haushaltsstelle mit Qualifikationsanteilen, Lehrkraft für besondere Aufgaben usw. Auch in formal lehrbetonten Positionen verbringen die Wissenschaftler/innen Zeit mit Forschung, häufig auch außerhalb der vertraglichen Arbeitszeit (Höhle/Teichler 2013, S. 87). Die Wissenschaftler/innen wurden gefragt, welche der beiden Tätigkeiten sie bevorzugen und wie viel Zeit sie für beide Tätigkeiten aufbringen. Goastellec und Pekari haben dabei die weitläufige Annahme, Frauen würden lieber unterrichten als Männer, empirisch widerlegt. Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler geben zu ungefähr gleich großen Teilen an, eine größere Neigung der Forschung gegenüber zu haben als gegenüber der Lehre. Unter den Professor/inn/en geben Frauen sogar leicht häufiger als Männer an, mehr forschungs- als lehrorientiert zu sein (77% bzw. 74% Forschungsorientierte). Bei Berücksichtigung der Fächer verstärkt sich dieser Unterschied sogar stark. Die ausgeübten Tätigkeiten stehen dabei allerdings im Gegensatz zu den Neigungen. Professorinnen verbringen mit wöchentlich 21 Stunden etwas mehr Zeit mit lehrbezogenen Tätigkeiten als Professoren mit 18 Stunden. Unter den wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern ist die aufgebrachte Zeit für Lehre gleich verteilt, wobei die Mitarbeiter dagegen mehr Zeit mit Forschung verbringen als Mitarbeiterinnen (Mitarbeiter: 20 Stunden in der Woche gegenüber Mitarbeiterinnen: 17 Stunden) (Goastellec/Pekari 2013, S. 69ff). Diese Ergebnisse deuten darauf hin, dass in der tatsächlichen Zeitverwendung für lehr- und forschungsbezogene Tätigkeiten Männer mehr an den karriereförderlichen Dimensionen arbeiten. Wie genau diese Verteilung der Aufgaben zustande kommt, ob sie z.B. durch Stellenbeschreibungen formell angelegt ist, oder informell zugeteilt wird, muss an dieser Stelle offen bleiben. Doch es kann gezeigt werden, dass sie nicht auf einer grundsätzlich stärkeren Neigung der Frauen zur Lehre hin basiert.

3.2.3. Betreuung und Förderung

Die wissenschaftliche Betreuung während der Qualifikationsphasen kann parallel zu einem Arbeitsverhältnis in der Wissenschaft, finanziert durch ein Stipendium oder auch als extern Promovierende/r oder Habilitierende/r stattfinden. Teilweise wird der Betreuungsperson neben der wissenschaftlichen Beratung auch die Rolle der Mentorin oder des Mentors zugeschrieben. Laut Vogel und Hinz waren während der Weiterqualifikation die Doktorandinnen und Doktoranden bzw. Habilitandinnen und Habilitanden mit der Betreuung im Durchschnitt „teils/teils“ bis „eher zufrieden“. Dabei waren die männlichen Befragten etwas zufriedener als die weiblichen. Nach einzelnen Aspekten gefragt, gaben die männlichen leicht häufiger an, dass sie über Probleme mit ihrer Dissertation bzw. ihrer Habilitation sprechen konnten. Weit häufiger gaben dagegen die weiblichen als die männlichen Befragten an, dass sie gerne einen Mentor bzw. eine Mentorin gehabt hätten, besonders in den Sozialwissenschaften (ebd. 2004, S. 70). Kahlert zufolge sind Wissenschaftlerinnen hinsichtlich der Betreuung doppelt benachteiligt: einerseits werden sie in allen Fächern insgesamt weniger bzw. weniger intensiv betreut bzw. unterstützt als Männer, andererseits sind ihre Anteile in den Fächern höher, in denen die Betreuungsintensität allgemein geringer ist (Kahlert 2013, S. 184). Das stimmt mit den Ergebnissen von Vogel und Hinz überein, wonach Promovierende bzw. Habilitierende der Mathematik zufriedener mit ihrer Betreuungssituation sind als diejenigen in den Sozialwissenschaften (Vogel/Hinz 2004, S. 70).

Engler arbeitet anhand von Interviews mit Professorinnen bzw. Professoren und Promovierenden heraus, welche Erwartungen beide Gruppen aneinander haben. Danach gehen die Betreuungspersonen selber davon aus, dass sie für Beratung zur Verfügung stehen, diese aber nur auf Anfrage erteilen. Sie erwarten von den Promovierenden Eigeninitiative. Von den Promovierenden dagegen definieren sich nur wenige über die erwartete Proaktivität und Selbständigkeit. Diejenigen, die sich jedoch proaktiv, d.h. entsprechend der Erwartungen der Professor/innen gegenüber den Promovierenden verhalten, waren in der Studie ausschließlich männliche Promovenden. Eine passiv-abwartende Haltung ist nach Engler v.a. unter den Promovendinnen verbreitet (Engler 2003, S. 117-125; zitiert nach Kahlert 2013, S. 184). Die Warteposition ist zwar die "typische Haltung aller Beherrschten, die von der Macht anderer abhängig sind" (Kahlert 2013, S. 184), steht jedoch im Widerspruch zu den institutionellen Bedingungen bzw. professoralen Haltungen. Die meisten Promovierenden dagegen sehen in der Betreuungsperson v.a. eine Kontrollfunktion, und erwarten von ihr eine aktivere Rolle als diese sich selber zuschreibt. Damit deckt Engler ein Spannungsverhältnis zwischen den Erwartungshaltungen beider Gruppen gegenüber einander auf.

Auch jenseits der Erstellung der Qualifikationsarbeit sind Nachwuchswissenschaftler/innen auf unterstützende Personen angewiesen, die sie in die fachspezifische Wissenschaftskultur einführen. Wissenschaftliche Förderung durch ein/en

Mentor/in kann beispielsweise auch darin bestehen, dass sie Nachwuchswissenschaftler/innen dabei unterstützt, sich in entsprechende Netzwerke einzubringen und sich sichtbar zu machen. In der Studie von Vogel und Hinz gibt der größere Teil aller Nachwuchswissenschaftler/innen an, dass sie diesbezüglich gefördert werden. Dabei ist jedoch der Anteil unter den Männern durchgängig höher als unter den Frauen. Beispielsweise geben Männer leicht häufiger an als Frauen, dass sie zu Vorträgen oder Kongressen geschickt werden (66% der Frauen, 73% der Männer), selbst etwas publizieren (66% der Frauen, 73% der Männer), als Mitautor/in auf Papers genommen wurden (27% der Frauen, 32% der Männer) oder in die Scientific Community eingeführt worden sind (57% der Frauen, 71% der Männer). Umgekehrt geben insgesamt nur wenige Nachwuchswissenschaftler/innen an, gar nicht gefördert zu werden. Dabei liegt allerdings der Frauenanteil leicht höher als der Männeranteil (17% der Frauen, 11% der Männer) (Vogel/Hinz 2004, S. 69).

Hoffmann-Lange kommt in einer Befragung der Deutschen Vereinigung für Politische Wissenschaft zu dem Ergebnis, dass auch die befragten Professorinnen seltener zu Vorträgen eingeladen worden sind als die Professoren (ca. zwei Drittel gegenüber ca. neun Zehnteln), und auch etwas seltener öffentlich referiert haben (Hoffmann-Lange 2000, S. 9). Dagegen geben die befragten Frauen deutlich häufiger an als die Männer, dass sie gerne häufiger an Tagungen teilnehmen würden als sie es tun (51% der Frauen, 29% der Männer) und auch gerne häufiger referieren würden (62% der Frauen, 29% der Männer; ebd., S. 30-31). Insgesamt teilen drei Viertel der befragten Wissenschaftlerinnen die Beobachtung, dass bei Einladungen für Vorträge usw. Männer bevorzugt werden (ebd., S. 36).

3.2.4. Leistungsbewertung: Kooptation und Matilda-Effekt

Wie wissenschaftliche Leistungen gemessen und bewertet werden, ist häufig nicht ganz transparent. Beaufaÿs beschreibt, dass Tätigkeiten erst durch ihre Bewertung als Leistung (an)erkannt werden. Dabei handelt es sich um einen sozialen Prozess, der auf dem Vertrauensverhältnis zwischen Mentor/in und Mentee beruht. Dieser sei u.a. durch die homosoziale Kooptation beeinflusst, d.h. Individuen, die sich ähnlicher sind, werden als passender und damit besser eingestuft als Individuen, die anders sind. Für Beaufaÿs ist dabei das Geschlecht eine bestimmende Kategorie, die das Ähnlichkeitsempfinden bestimmt. Ein Ergebnis ihrer empirischen Studie ist, dass die überwiegend männlichen Professoren im informellen Bewertungsprozess den männlichen Nachwuchswissenschaftlern aufgrund ihres Habitus‘ bessere Leistungen zuschreiben als den weiblichen (Beaufaÿs 2003). In einer US-amerikanischen Studie haben Knobloch-Westervick und Hüge die geschlechtsabhängige Bewertung wissenschaftlicher Leistung getestet, indem sie Konferenz Abstracts mal mit männlichen und mal mit weiblichen Autor/inn/enamen versahen und deren Qualität von Testpersonen beiderlei

Geschlechts bewerten ließen. Ihr Ergebnis fällt ähnlich aus wie das von Beaufaÿs: die Qualität wissenschaftlicher Arbeiten, die angeblich von Männern verfasst wurden, wird durchschnittlich als etwas höher eingestuft als die Qualität von Arbeiten, die angeblich von Frauen erstellt wurden. Die Abwertung weiblicher Leistungen fällt besonders stark bei Arbeiten mit männlich-konnotierten Themen aus. Dabei unterscheidet sich, entgegen der These der homosozialen Kooptation, die Bewertung der wissenschaftlichen Qualität nicht nach dem Geschlecht der Bewertenden, d.h. auch weibliche Testpersonen bewerteten Arbeiten von Autorinnen tendenziell als geringer in ihrer Qualität als Arbeiten von Autoren. Dementsprechend wurde auch das potentielle Interesse an Zusammenarbeit bekundet. Knobloch-Westerwick und Hüge ordnen die unterschiedliche Bewertung als Matilda-Effekt ein: Dabei werden, analog zum Matthäus-Effekt, die Arbeiten von Wissenschaftlerinnen schlechter bewertet als gleichwertige Arbeiten von Wissenschaftlern (Knobloch-Westerwick/Hüge 2013). Die allgemeine Abwertung weiblicher Wissenschaftsleistung kann dadurch erklärt werden, dass Wissenschaft nach wie vor männlich konnotiert ist und die leidenschaftliche Wissenschaftlerin als soziales Konstrukt nicht gut verankert ist.

3.2.5. Publikationen

Studien, die sich mit der Frage beschäftigen, ob Frauen weniger, mehr oder nach anderen Strategien publizieren, geben unterschiedliche Auskünfte je nachdem, was für Publikationen in die Analysen einbezogen werden, ob der Arbeitsumfang (d.h. Teilzeit bzw. Vollzeit), Jahre im Berufsleben und Jahre seit einer Berufung usw. Berücksichtigung finden Faktoren also, die durch Erziehungszeiten oder auch institutionelle Zuschreibungen beeinflusst werden können.

Unter den Faktoren, die mit höheren Publikationszahlen assoziiert sind, haben nach einer Analyse von Drennan et al. das Lebensalter und die Involviertheit in Forschungstätigkeiten den wichtigsten Einfluss. Mit höherem Alter sind die geforderten wissenschaftlichen Qualifikationen abgeschlossen und man hat Erfahrung gesammelt und thematische Breite erarbeitet. Wissenschaftlerinnen an Universitäten in Deutschland sind jedoch im Durchschnitt jünger als Wissenschaftler (Drennan et al. 2013, S. 127). Das Durchschnittsalter von Wissenschaftlerinnen beträgt nach der gleichen Studie 38,4 Jahre, das von Wissenschaftlern 40,6 Jahre.

Als den zweiten wichtigen Einflussfaktor für wurden Zusammenarbeit in Forschungsprojekten (ebd., S. 127; Lang/Neyer 2004), Teilnahme an Peer Reviewing Verfahren, Mitgliedschaft in wissenschaftlichen Komitees sowie Editorenschaft wissenschaftlicher Publikationen zusammengefasst. Tatsächlich weisen Wissenschaftlerinnen in diesen Bereichen eine etwas geringere Beteiligung auf als Männer, was jedoch unter anderem auch durch ihre geringen Anteile in höheren Positionen und den erhöhten Zeitaufwand für Lehrtätigkeiten bedingt ist.

3.2.6. Interaktion und Selbstinszenierung in der Wissenschaft

Das persönliche Auftreten in der direkten Interaktion ist ein Weg um auf sich aufmerksam zu machen. Auf die Konstruktion von Machtverhältnissen in sozialen Beziehungen durch kommunikative Vorgänge bezieht sich die Geschlechterforschung beispielsweise mit dem Bourdieu'schen Konzept der symbolischen Gewalt. Danach kann verbale Kommunikation u.a. durch subtile Diskriminierungen auf unbewusste Weise soziale Hierarchien entstehen lassen (Kahlert 2013, S. 307), die entlang von Geschlechtergrenzen verlaufen. In der Studie von Kriwy et al. wird die Zurückhaltung von Wissenschaftlerinnen auf öffentlichen Sitzungen oder Versammlungen belegt. Es wurden die Wortbeiträge von Teilnehmenden sozialwissenschaftlicher Tagungen auf ihre Häufigkeit, Dauer, Sprechgeschwindigkeit und Wortdichte analysiert. Dabei lassen sich bei einer Tagung durchschnittlich 3,5 Wortbeiträge pro Mann und 0,8 Beiträge pro Frau ausmachen (Kriwy et al. 2013), d.h. Männer melden sich 4,3 mal häufiger zu Wort als Frauen. Die Befragung der Deutschen Vereinigung für Politische Wissenschaft bestätigt dieses Ergebnis. Dort geben außerdem 23% der Befragten an, dass diejenigen Wissenschaftlerinnen, die sich zu Wort melden, häufiger bei ihren Wortbeiträgen oder Vorträgen gestört oder unterbrochen werden als Wissenschaftler. 18% sind der Meinung, dass Wissenschaftlerinnen häufiger verbalen Angriffen ausgesetzt sind als Wissenschaftler (Hoffmann-Lange 2000, S. 36). Bei Wortbeiträgen auf Konferenzen fallen Kriwy et al. auch unterschiedliche Sprechweisen auf. Während die Autor/inn/en die Wortbeiträge der jungen Frauen als schnell, kurz und unsicher beschreiben, werden die Wortbeiträge älterer Frauen als ruhiger und länger beschrieben. Es konnte sogar belegt werden, dass auf Konferenzen, bei denen die Mehrheit der Teilnehmenden im Raum aus Professorinnen besteht, die Sprechdauer der Teilnehmerinnen deutlich steigt. Häufige Wortmeldungen, lange Wortbeiträge und ruhiges Sprechtempo können als Selbstsicherheit, ein Gefühl von Zugehörigkeit, oder auch als das Bedürfnis, sich in den Mittelpunkt zu stellen, interpretiert werden, das mit dem beruflichen Status wächst (Kriwy et al. 2013). Dass die Selbstsicherheit von Wissenschaftlerinnen zunimmt, wenn die Zahl an Professorinnen im Publikum wächst, gibt einen Hinweis darauf, dass die Überzahl männlicher Konferenzteilnehmer und möglicherweise männlich konnotiertes hegemoniales Kommunikationsverhalten einen einschüchternden Einfluss auf Frauen hat. Dieses Ergebnis unterstreicht die Wichtigkeit von institutionellen Kontextfaktoren für geschlechtsspezifisches Verhalten bei Kommunikationsvorgängen.

3.3. Paarbeziehung und Familie

Geht es um Berufserfolg, stellt die private Ebene in der nicht-feministischen Forschung häufig einen blinden Fleck dar. Sie spielt im Konstrukt des vollzeitbe-

schäftigen Arbeitnehmers kaum eine Rolle. Becker-Schmidt (2003) dagegen betont mit dem Konzept der doppelten Vergesellschaftung die Einbindung in Beruf *und* Familie in der modernen Gesellschaft. Den widersprüchlichen Anforderungen sind Frauen dabei stärker ausgesetzt als Männer.

3.3.1. Ungleiche Paarbeziehungen

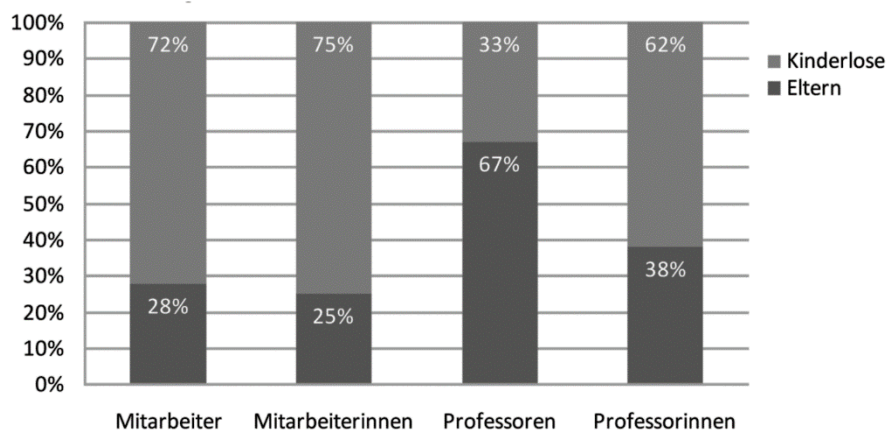
Die heterosexuelle Paarbeziehung wird im Allgemeinen unhinterfragt als Norm betrachtet. Trotz des Anspruchs auf Gleichstellung beruhen viele Partnerschaften nach wie vor auf asymmetrischen Beziehungsmustern, bei denen der Partner häufig älter ist, in seiner beruflichen Entwicklung weiter vorangeschritten ist und einen höheren Verdienst erzielt als die Partnerin. Dieser Umstand wird in Entscheidungssituationen wie z.B. bei Mobilitätsanforderungen oder bei der Frage nach Teilzeitarbeit leicht als Argument dafür angeführt, dass dem Berufsweg des Partners höhere Wichtigkeit beigemessen wird und die Partnerin in ihrem Berufsweg Kompromisse eingeht. Dieser Fall stellt tendenziell für den Partner einen Matthäus-Effekt, für die Partnerin einen Matilda-Effekt dar, sodass sich die Partnerschaft verstärkend auf die berufliche Asymmetrie auswirken kann. Ist im Gegensatz dazu die berufliche Entwicklung des Partners weniger weit vorangeschritten als die der Partnerin, wird häufig trotzdem der beruflichen Entwicklung des Partners der Vorrang gegeben. Hier zielt das Argument typischerweise darauf ab, sein berufliches Defizit auszugleichen, d.h. es wird das Ziel verfolgt, dass der Partner mindestens den gleichen beruflichen Status erreicht wie die Partnerin (Onnen-Isemann/Oßwald 1991, S. 49). Vogel und Hinz sehen besonders für Wissenschaftlerinnen, die sich noch in einer beruflichen Entscheidungsphase befinden und sich beruflich noch nicht gut etabliert haben, wie z.B. eine unbefristete Position zu haben, eine besondere Gefahr einer Anpassung an den Berufsweg des statushöheren Partners. Die Gefahr, die Wissenschaft dann die Wissenschaft zu verlassen, besteht besonders dann, wenn Partnerin und Partner an unterschiedlichen Orten wohnen (Vogel/Hinz 2004, S. 57-60). Hat beispielsweise ein Teil eine befristete und der andere Teil eine unbefristete Position, liegt es bei einem Vertragswechsel nahe, dass die Person mit der befristeten Position einen Ortswechsel vornimmt und zu dem Teil mit der unbefristeten Position zieht. Dieser Ortswechsel kann leicht mit dem Verlassen der Wissenschaft und dem Verlust der beruflichen Netzwerke verbunden sein.

3.3.2. Wissen- oder Elternschaft? nur für Frauen!

Metz-Göckel et al. haben in „Wissenschaft als Lebensform – Eltern unerwünscht?“ herausgearbeitet, dass sich die oben beschriebene Lebensform auf die Geschlechter und auf die Familiengründung auswirkt (Metz-Göckel et al. 2008). Bei beiden Geschlechtern, jedoch insbesondere bei Wissenschaftlerinnen, ist zu beobachten, dass die Familiengründung aufgeschoben wird bzw. sogar ganz auf

Familiengründung verzichtet wird. Im wissenschaftlichen Mittelbau sind Männer wie Frauen weitgehend kinderlos: ca. drei Viertel der wissenschaftlichen Mitarbeiter/innen haben 2006 keine Kinder. Bei den Nachwuchswissenschaftlerinnen, die Kinder haben, erfolgt die Geburt des ersten Kindes häufig erst ab einem Alter von 35 Jahren (Kahlert 2013, S. 142). Auch in der Professor/inn/enschaft zeigen sich große Geschlechterunterschiede: 62% der Professorinnen sind 2006 kinderlos, während unter den Professoren nur 33% kinderlos sind (Metz-Göckel et al. 2009, S. 8; vgl. Grafik). Als Grund für die Kinderlosigkeit geben in einer anderen Studie ca. 40% der Wissenschaftlerinnen an, dass es sich „nicht ergeben“ hat, während nur ca. 15% angeben, dass sie keine Kinder wollten (Onnen-Isemann/Oßwald 1991, S. 83). An dieser Stelle kann der relativ hohe Anteil an kinderlosen Wissenschaftlerinnen also als eine Auswirkung der beruflichen Situation interpretiert werden.

Abbildung 3: Kinderlosigkeit im wissenschaftlichen Personal an Universitäten 2009



Quelle: Metz-Göckel et al. 2009, S. 8

3.3.3. Wissenschaftlerinnen häufiger in Doppelkarrierepaaren

Etablierte Wissenschaftlerinnen sind nicht nur häufiger kinderlos als die männlichen Kollegen, sondern leben auch häufiger als Single oder in einem Doppelkarrierepaar (Kahlert 2013). Während die Professoren eher statusniedrigere Partnerinnen haben, führen die Professorinnen eher Partnerschaften mit statusähnlichen Partnern, wie die Befragung von Onnen-Isemann und Oßwald zeigt (Onnen-Isemann/Oßwald 1991, S. 49f). Damit zusammenhängend leben Wissenschaftlerinnen häufiger an einem anderen Wohnort als ihr Partner als das bei Wissenschaftlern der Fall ist. In der genannten Studie gaben 57% der Wissenschaftlerinnen,

aber nur 40% der Wissenschaftler an, dass sie und ihr/e Partner/in zwei Wohnsitze haben und sie pendeln müssen, um sich zu sehen (ebd., S.105). Dementsprechend geben nur 62% der Frauen, aber 85% Männer an, dass sie ihre/n Partner/in täglich sehen (Onnen-Iseemann/Oßwald 1991, S. 103). Die Autorinnen der Studie vermuten, dass die Wohnsituation etwas mit der Stabilität der Partnerschaft zu tun hat. Die Scheidungsrate der Professorinnen ist deutlich höher als die der Professoren. Von den befragten Professorinnen waren über die Hälfte einmal geschieden, unter den Professoren waren unter 20% einmal geschieden (Onnen-Iseemann/Oßwald 1991, S. 81).

3.3.4. Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler mit Kindern

Zwar wird über die Erosion der traditionellen Geschlechterrollen gesprochen und davon, dass sich Männer an Kindererziehung "beteiligen" oder Frauen ihre Partner nicht mehr uneingeschränkt unterstützen. Trotzdem zeichnet sich der Trend, die traditionelle Rollenverteilung zugunsten einer egalitären zu verlassen, nur wenig bei den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern mit Kindern ab. Kahlert beschreibt, dass männliche Wissenschaftler ab einem bestimmten Lebensalter häufiger als Wissenschaftlerinnen in einer Kleinfamilie leben, d.h. mit Partnerin und Kind/ern, und ihre Berufstätigkeit durch die asymmetrische Arbeitsteilung von ihrer Partnerin unterstützt wird (Kahlert 2013). Über die Hälfte der Wissenschaftler geben an, dass hauptsächlich ihre Partnerin die Kinderbetreuung übernimmt (Vogel/Hinz 2004, S. 85). Auch geben alle der befragten Wissenschaftler ihrer Karriere den Vorrang, auch wenn "einige von ihnen ausdrücklich Rücksicht auf Partnerin bzw. Familie nehmen." (ebd.) Diejenigen, die sich im Familienalltag regelmäßig engagieren, tun das in einer Weise, die nicht im Widerspruch zu ihren beruflichen Aspirationen steht. Onnen-Iseemann und Oßwald subsummieren die Auswirkungen der familiären Konstellation auf die berufliche Situation dahingehend, dass bei dem gesamten beruflichen Aufstiegsprozess „bei den männlichen Hochschullehrern sehr häufig zwei Personen am Aufbau einer Karriere beteiligt waren.“ (Onnen-Iseemann/Oßwald 1991, S. 103)

Dagegen zeigen sich entsprechend dem traditionellen Rollenbild Differenzen zwischen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern: nur die Frauen verzichten explizit zugunsten der Familie bzw. der Partnerschaft auf Karriere (Vogel/Hinz 2004, S. 57-60). Unter den Wissenschaftlerinnen mit Kindern gibt über die Hälfte an, dass sie hauptsächlich für die Kinderbetreuung zuständig sind und auch, dass sie berufliche Beeinträchtigungen durch die Betreuung der Kinder erleben. Auch empfinden deutlich mehr Frauen als Männer die Vereinbarung beider Bereiche als schwierig (Vogel/Hinz 2004, S. 85-87). Auch im Arbeitsvertrag schlägt sich die familiäre Rollenverteilung nieder. Während Männer mit Kindern häufiger Vollzeit arbeiten als Männer ohne Kinder, ist es bei Frauen umgekehrt. Frauen

mit Kindern arbeiten häufiger Teilzeit als Frauen ohne Kinder (Goastellec/Pekari 2013, S. 67).

Insgesamt kann damit die schon bekannte Tatsache bestätigt werden, dass es für Frauen in der Wissenschaft deutlich schwieriger ist, Partnerschaft und insbesondere Mutterschaft mit einer wissenschaftlichen Karriere zu verbinden. Die Kombination aus Teilzeitbeschäftigung, Befristung, beruflicher Mobilität und einer asymmetrischen Partnerschaft mit Familienpflichten führt zu einer Situation, die ein hohes Abbruchpotential darstellt und dazu führt, dass Frauen sich den Fragen „Kind oder Karriere“, bzw. „Eltern- oder Wissenschaft“ in einem deutlich stärkeren Maße ausgesetzt sehen als Männer. Gestützt durch individuelle und institutionelle Faktoren trägt dies zu ihrem Drop Out aus der Wissenschaft bei. Neu ist zwar, dass deutlich mehr Frauen in den Eingangsstufen, aber auch in den höheren Stufen der Wissenschaft vertreten sind als das früher der Fall war. An der Vereinbarkeitsproblematik hat sich trotzdem kaum etwas verändert.

4. Fazit

Ausgangspunkt war die Feststellung, dass der niedrige Frauenanteil in den höheren wissenschaftlichen Positionen an Universitäten nicht nur durch einen niedrigen Studentinnenanteil der entsprechenden Studierendengeneration zu begründen ist und damit einen Generationeneffekt darstellt. Vielmehr gibt es einen systematischen Schwund qualifizierter Nachwuchswissenschaftlerinnen entlang des wissenschaftlichen Wegs, die "Leaky Pipeline". Für den Schwund müssen unterschiedliche Ausschlussmechanismen verantwortlich gemacht werden, die auf verschiedenen Ebenen zusammenwirken. Um der Frage nachzugehen, welche Mechanismen den Drop Out von Frauen aus der Wissenschaft bewirken, wurden empirische Befunde zusammengetragen, die sich mit den strukturellen Geschlechteraspekten dieser Personengruppe auf individueller, institutioneller, und partnerschaftlicher Ebene beschäftigen.

Die Ergebnisse der empirischen Studien zeigen, dass zwar nach der Promotion Frauen genauso häufig eine akademische Karriere anstreben wie Männer, Frauen sie jedoch im Anschluss daran in größerem Maße verlassen. Bei der Unterteilung der empirischen Studien in die drei Ebenen fällt auf, dass sich auf der institutionellen Ebene, wie z.B. der vertraglichen Ausgestaltung, den Aufgaben, der Förderung und Betreuung sowie der Bewertung der wissenschaftlichen Leistung durchgängig Benachteiligungen nachzeichnen lassen. Zwar betragen die Geschlechterunterschiede auf der institutionellen Ebene in vielen Aspekten meist nur wenige Prozente. Es ist jedoch davon auszugehen, dass sich ihre Wirkung in der Kombination der einzelnen Aspekte nach dem Matilda-Prinzip bedingt und verstärkt. Die Unterschiede zwischen den untersuchten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern gehen alle in die gleiche Richtung, die Kahlert als "Frauen stehen in der zweiten Reihe" zusammenfasst (Kahlert 2013). Größere Unterschiede

als bei den institutionellen Bedingungen lassen sich im kommunikativen Verhalten und auf der Ebene von Partnerschaft und Familie ausmachen. Die gegenüber Wissenschaftlern sehr zurückhaltende Beteiligung von Wissenschaftlerinnen an Wortbeiträgen auf Konferenzen deutet darauf hin, dass die männlich dominierte Teilnehmerschaft Frauen davon abhält, sich einzubringen und sich anhand von Beiträgen sichtbar zu machen. Besteht das Publikum weitgehend aus Professorinnen, entfalten Frauen dagegen eine weit höhere Beteiligung. Hier wird die negative Wirkung deutlich, die die männliche Dominanz in der direkten Interaktion auf Frauen hat und die sich auf subtile Weise als ein hemmender Kontext entfaltet. Die weitere Erforschung der geschlechtsspezifischen kommunikativen Strukturen in der Wissenschaft würde einen sinnvollen Beitrag für die Frage nach Geschlechterasymmetrien darstellen. Die größten Asymmetrien zeigen sich jedoch im partnerschaftlichen Bereich, wo Wissenschaftlerinnen, v.a. Professorinnen, seltener Kinder haben als Professoren und häufiger als Single oder in der Doppelkarrier Partnerschaft leben, häufig verknüpft mit einer Fernbeziehung. Während männliche Wissenschaftler nach wie vor das traditionelle Rollenbild verfolgen, lässt sich für Frauen nachweisen, dass für sie die Vereinbarkeit von Wissenschaft mit Mutterschaft bzw. häuslichen Pflegetätigkeiten ungleich schwieriger und belastender ist als für Männer und nicht selten erst zu einem Kürzertreten in Form von Teilzeitbeschäftigung, dann zum völligen Ausscheiden aus der Wissenschaft führt.

Insgesamt ist davon auszugehen, dass das Zusammenwirken aller Formen von Ungleichheiten in ihrer Gesamtheit zu einer verstärkten Benachteiligung von Frauen führt und dazu, dass Frauen es langfristig schwerer haben, sich in der Wissenschaft erfolgreich zu etablieren und sie nach einem Cooling-Out Prozess freiwillig verlassen. Dieser wird durch die Kombination aus Erfolgen, Identifikation, Integration, Einschätzung der eigenen Chancen und Einschätzung des eigenen Einsatzes usw. geprägt. Wichtig ist dabei die Feststellung, dass die meisten dieser Prozesse scheinbar zufällig und meist kaum sichtbar verlaufen und es keine einzelne Person oder Institution gibt, die dafür verantwortlich gemacht werden kann. Und auch, dass Frauen den subtilen Ausschlussprozessen aus der Wissenschaft dennoch in systematischer Weise stärker ausgesetzt sind als Männer.

Literatur

- Acker, Joan (1990). Hierarchies, Jobs, Bodies. A theory of gendered organizations. *Gender & Society*, 4(2):139-158.
- Baruch, Yahuda (2004): Transforming careers: From linear to multidirectional career paths: Organizational and individual perspectives. In: *Career Development International*, Heft 9, S. 58-73.
- Beaufaÿs, Sandra (2003): Wie werden Wissenschaftler gemacht? Beobachtungen zur wechselseitigen Konstitution von Geschlecht und Wissenschaft. Transkript.
- Becker-Schmidt, Regina (2003): Zur doppelten Vergesellschaftung von Frauen.
- Soziologische Grundlegung, empirische Rekonstruktion. In: *gender...politik...online...Online*: http://www.fu-berlin.de/sites/gpo/soz_eth/Geschlecht_als_Kategorie/Die_doppelte_Vergesellschaftung_von_Frauen/becker_schmidt_ohne.pdf
- Briedis, Kolja/Jaksztat, Steffen/Preßler, Nora/Schürmann, Ramona/Schwarzer, Anke (2014): Berufswunsch Wissenschaft? Laufbahnentscheidungen für oder gegen eine wissenschaftliche Karriere. Hannover: DZHW.
- Drennan, John/Clarke, Marie/Hyde, Abbey/Politis, Yurgos (2013): The Research Function of the Academic Profession in Europe. In: *Teichler/Höhle*, S. 109-136.
- Enders, Jürgen (1996): Die wissenschaftlichen Mitarbeiter. Ausbildung, Beschäftigung und Karriere der Nachwuchswissenschaftler und Mittelbauangehörigen an den Universitäten. Frankfurt: Campus.
- Engler, Stefanie (2003): Aufsteigen oder Aussteigen. Soziale Bedingungen von Karrieren in der Wissenschaft. In: *Hitzler, Ronald, Pfadenhauer, Michaela (Hrsg.), Karrierepolitik*. Opladen: Leske und Budrich. S. 113-128.
- European Commission (2013): *She Figures 2012. Gender in Research and Innovation*. Brüssel: European Union.
- Flöther, Choni (2013): Karrierewege Promovierter innerhalb und außerhalb der Wissenschaft - Ergebnisse der KOAB-Absolventenstudien. In: *Konsortium Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs (Hrsg.): Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs 2013*. Bielefeld: Bertelsmann, S. 288-295.
- Gemeinsame Wissenschaftskonferenz (2011): Chancengleichheit in Wissenschaft und Forschung. 16. Fortschreibung des Datenmaterials (2010/2011) zu Frauen in Hochschulen und außerhochschulischen Forschungseinrichtungen. Materialien der GWK: Heft 29. Bonn: GWK.
- Goastellec, Gaelle/Pekari, Nicolas (2013): Gender differences and inequalities in academia: Findings in Europe. In: *Teichler/Höhle*, S. 55-78.
- Höhle, Ester/Teichler, Ulrich (2013): The teaching function of the academic profession. In *Teichler/Höhle*, S. 79-108.
- Kahlert, Heike (2011): "Cooling out" und der riskante Weg an die Spitze - Zum Einfluss von Ungleichheitsregimes auf Karriereorientierungen im wissenschaftlichen Nachwuchs. In: *Wergen, Jutta (Hrsg.): Forschung und Förderung. Promovierende im Blick der Hochschulen*. Berlin: Literatur Verlag, S. 105-123
- Kahlert, Heike (2013): Riskante Karrieren. Wissenschaftlicher Nachwuchs im Spiegel der Forschung. Opladen: Budrich.
- Knobloch-Westerwick, Silvia Glynn/Huge, Michael (2013): The Matilda Effect in Science Communication: An Experiment on Gender Bias in Publication Quality Perceptions and Collaboration Interest. In: *Science Communication* Nr. 35, Heft 5, S. 603-625

- Krais, Beate (2008): Wissenschaft als Lebensform: die alltagspraktische Seite akademischer Karrieren. In: Haffner, Yvonne (Hrsg.): Arbeit als Lebensform? Beruflicher Erfolg, private Lebensführung und Chancengleichheit in akademischen Berufsfeldern. Frankfurt/Main, S. 177-211.
- Kriwy, Peter/Gross, Christiane/Gottburgsen, Anja (2013): Look Who's Talking: Compositional Effects of Gender and Status on Verbal Contributions at Sociology Conferences. *Gender, Work & Organization* Nr. 20, Heft 5, S. 545–560.
- Lang, Frieder R./Neyer, Franz J. (2004): Kooperationsnetzwerke und Karrieren an deutschen Hochschulen. Der Weg zur Professur am Beispiel des Faches Psychologie. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* Nr. 3, Heft 56, S. 520-538.
- Laudel, Grit (2013): Wie beeinflussen Karrieren innovative Forschung? In: Parthey, H./Heinze, T./Wink, R. (Hrsg.): Kreativität in der Forschung. *Wissenschaftsforschung Jahrbuch 2012*. Berlin: WV, S. 109-140.
- MIT (1999): A Study on the Status of Women Faculty in Science at MIT. Unter: <http://web.mit.edu/fnl/women/women.pdf>
- Metz-Göckel, Sigrid/Heusgen, Kirsten/Schürmann, Ramona/Selent, Petra/Möller, Christina (2010): Auf der Suche nach dem verlorenen Nachwuchs. Mobilität und Drop-Out des wissenschaftlichen Nachwuchses. In: *journal hochschuldidaktik* Nr. 2, S. 14-17.
- Metz-Göckel, Sigrid/Möller, Christina/Auferkorte-Michaelis, Nicole (2008): Wissenschaft als Lebensform - Eltern unerwünscht? Opladen: Budrich.
- Onnen-Iseman, Corinna/Oßwald, Ursula (1991): Aufstiegsbarrieren für Frauen im Universitätsbereich. Bad Honnef: Bock.
- Selent, Petra (2013): Nicht allein die Leistung zählt - erfolgsbestimmende Determinanten für eine Karriere in der Universität. Vortrag bei der Fachtagung des Projekts Mobile Drop-Outs.
- Statistisches Bundesamt (2014): Bildung und Kultur: Personal an Hochschulen 2013. Fachserie 11, Reihe 4.4.
- Teichler, Ulrich/Höhle, Ester (2013): The academic Profession in 12 European countries – The approach of the comparative study. In: Teichler, U./Höhle, E. S. 1-12.
- Teichler, Ulrich/Höhle, Ester (2013) (Hrsg.): The work situation of the academic profession in Europe: Findings of a survey in twelve countries. Dordrecht: Springer.
- Vogel, Ulrike/Hinz, Christina (2004). Wissenschaftskarriere, Geschlecht und Fachkultur. Bewältigungsstrategien in Mathematik und Sozialwissenschaften. Bielefeld: Kleine.

Feministische Orte kollektiver Selbstermächtigung – Frauenräume und queere Räume

STEFFI ACHILLES

Frauenräume sind bekannt aus der autonomen Frauenbewegung der 1970er und 1980er Jahre. Jedoch gab es klarerweise auch vorher schon Räume, die Frauen vorbehalten waren, so etwa zu Zeiten der bürgerlichen Frauenbewegung in Deutschland Ende des 19. Jahrhunderts. Damals wurden die Frauenräume von sozialistischen Frauen noch kritisiert, da diese überwiegend an die Theorie des Nebenwiderspruchs glaubten, also dass alle sozialen Ungleichheiten wie sexistische oder rassistische Strukturen durch die sozialistische Revolution automatisch beendet sein würden (vgl. Notz 2012, S. 60). In der zweiten Frauenbewegung waren viele sozialistische, marxistische oder anders linke Frauen aktiv – diesmal jedoch kritisch gegenüber dem Ansatz des Nebenwiderspruchs.

„Auch die 1968 rebellierenden Frauen waren als Mitglieder des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS) Sozialistinnen. Trotzdem schufen sie sich separate politische ‚männerfreie‘ Räume, in denen sie gemeinsam mit anderen Frauen ihre Erfahrungen, Vorstellungen, und Träume, die sie aufgrund ihrer Sozialisations- und Lebensbedingungen geprägt hatten, austauschten und in den Mittelpunkt ihrer Diskussionen und Aktionen stellten.“ (Notz 2012, S. 60)

Die Frauen im SDS wollten sich nicht länger in die bestehenden androzentrischen und somit frauenfeindlichen Strukturen einfügen. Als sie merkten, dass ihre Genossen nicht mit ihnen über patriarchale Strukturen (auch in linken Zusammenhängen) diskutieren wollten, diese gar leugneten, begannen die Frauen, ihre eigenen Räume zu erkämpfen und zu besetzen (vgl. Notz 2012, S. 61). So entstanden in den 1970er und 1980er Jahren vor allem in großen, jedoch auch immer öfter in kleineren Städten, vermehrt autonome, selbstverwaltete Räume von und für Frauen, oder, wie Giesela Notz schreibt, „Orte kollektiver Selbstermächtigung“ (vgl. Notz 2012, S. 63). Wie sehen heutige physikalische Frauenräume und queere Räume aus, z. B. bei „Queer Parties“? Am Beispiel von Musikszenen möchte ich kurz erläutern, dass auch Bereiche, die auf den ersten Blick so wirken, als seien dort Männer und Frauen in gleicher Weise vertreten, auf den zweiten

Blick doch auch Ungleichheiten anhand der zweigeschlechtlichen Logik reproduzieren.

Der solidarische Erfahrungsaustausch zwischen Frauen führte dazu, dass Probleme, die bisher als persönliche und individuelle Themen der jeweiligen Einzelpersonen galten, auch bei anderen Frauen beobachtet und gesellschaftliche Strukturen daraus abgeleitet werden konnten. Dies galt nicht nur für Frauenräume, die als Schutzraum fungierten, wie z. B. Frauenhäuser, sondern auch für Räume, in denen sich Frauen begegneten, z. B. um gemeinsam politisch aktiv zu werden und ihre Inhalte nach außen zu tragen. „Die Politisierung durch Selbsterfahrung konnte [...] nur erreicht werden, wenn ein selbstbestimmter Rahmen garantiert wurde, der es ermöglichte, sich jenseits der geschlechtlichen Inszenierung als Frau zu artikulieren“ (Siegenthaler 2012, S. 55). Einer der ersten Schritte war die Erkenntnis auf Seiten von Frauen, dass nicht nur die Männer und die patriarchale Gesellschaft sexistisch waren. Die Frauen hatten ebenso Sexismus und Frauenhass verinnerlicht. Oder wie bell hooks rückblickend schreibt: "We all knew firsthand that we had been socialized as females by patriarchal thinking to see ourselves as inferior to men, to see ourselves as always and only in competition with one another for patriarchal approval, to look upon each other with jealousy, fear, and hatred. Sexist thinking made us judge each other without compassion and punish one another harshly. Feminist thinking helped us unlearn female self-hatred" (hooks 2000, S. 14).

1. Ein Raum ist ein Raum

Die Aneignung von Raum wird laut Astrid Kirchhof in Anlehnung an Martina Löw durch zwei unterschiedliche Prozesse hergestellt: dem *Spacing* und der *Syntheseleistung*. Unter Spacing werden symbolische Markierungen (z. B. Schilder) verstanden, während es bei der Syntheseleistung darum geht, Güter und Menschen über Wahrnehmungs- Vorstellungs- oder Erinnerungsprozesse zusammenzufassen (vgl. Kirchhof 2012, S. 7):

„Zwei Aspekte sind für die Raumkonstitution ebenfalls bedeutsam: erstens die Institutionalisierung von Räumen und zweitens die Entstehung räumlicher Strukturen. [...] Mit eingezogen werden müssen auch die Voraussetzungen sozialer Ungleichheit der Menschen, die in Räumen aufeinandertreffen und die ausschlaggebend für die Möglichkeiten der einzelnen Personen sind, öffentliche Räume zu konstituieren. Raum konstituiert sich dementsprechend abhängig von den Möglichkeiten, auf soziale Güter (Reichtums-Dimension), auf Bildung (Wissens-Dimension), auf soziale Positionen (Rang-Dimension) und auf Zugehörigkeit (Assoziations-Dimension) zurückgreifen zu können. Neben den sozialen Ungleichheitskriterien sind es weiterhin die Geschlechter- und Klassenstrukturen, die die Konstitution von Räumen prägen, weil sie erstens alle gesellschaftlichen Strukturen durchziehen und zweitens in die Körperlichkeit des Menschen eingehen.“ (Kirchhof 2012, S. 7f.)

Es geht nicht nur um die physikalische Ebene des Raumes, der angeeignet wird, nicht nur um die Platzierung von Subjekten und Objekten darin:

„Ein wichtiger Schritt der Aneignung ist es, wenn Menschen dem Ort einen Namen geben und wenn sie durch Bearbeitung, Besiedelung sowie Entfaltung eines sozialen, kulturellen und spirituellen Lebens eine engere Verbindung mit ihm eingehen (Christinck 2012, S. 22)“.

Wenn wir davon ausgehen, dass sich wie eingangs mit Kirchhof zitiert, ein vorhandener Raum durch Spacing und Syntheseleistung aneignen lässt, so kann davon ausgegangen werden, dass dies nicht nur für physikalisch greifbare Räume gilt. Ebenso kann eine politische Strömung oder eine soziale Bewegung einen Raum bzw. Räume bilden, die durch Handlungen und Beziehungen entstehen. Die Politik der Neuen Frauenbewegung etwa könnte somit als „neu geschaffener Emanzipationsort“ bezeichnet werden (vgl. Breitbach 2012, S. 72). In unserer von sozialen Ungleichheiten geprägten Gesellschaft, sind Räume ebenso wie (im-)materielle Güter klarerweise ungleich verteilt. Als konkreter Schauplatz für soziale Auseinandersetzung von Konflikten, die aufgrund dieser hierarchischen Strukturen entstehen, bieten sich physikalische Räume und ihre Besetzung insofern an, dass Räume greifbar sind aber auch überschaubar, so dass sich abstrakte Konflikte gut in der Aneignung und Verteidigung von Räumen manifestieren können (vgl. Kirchhof 2012, S. 12). Nicht zuletzt werden Räume auch zu repräsentativen Zwecken genutzt und können auch Zeichen von Stärke, Größe und Überlegenheit sein. Die Anordnung in physikalischen Räumen wird somit zum „symbolischen Abbild des sozialen Raumes und damit der Machtbeziehungen unserer Gesellschaft“ (Gatzka 2012, S. 49). Dies gilt für viele Differenzen, sei es auf Ebene von Klasse, Geschlecht, Ethnizität, Hautfarbe, Staatsangehörigkeit, Religiosität, Alter, (Nicht-)Behinderung oder auch sexuelle Identität.

2. If you feel like a Lady...

Es gibt viele Bereiche, die männerdominiert sind und zu denen Frauen keinen oder nur schwer Zugang finden. Dies gilt oft für technische und somit als männlich konnotierte Bereiche, sei es im Berufs- oder im Privatleben. So kann für Frauen der Gang zum Fahrradladen, Computerfachgeschäft oder in den Musikladen schnell weit anstrengender werden als für Männer, da ihnen per se Fachwissen in diesen Bereichen abgesprochen wird. In bestimmten Musikbereichen (z. B. Heavy Metal) oder an bestimmten Instrumenten (z. B. Schlagzeug) gibt es kaum populäre Vorbilder für Mädchen und junge Frauen. Diese wären aber wichtig, damit sie später in den entsprechenden Musikbereichen auch zu finden sind. So schreibt Julie Miess, u. a. Bassistin der Band *Britta*:

„In einer Kultur, die traditionell kausale Zusammenhänge zwischen Maskulinität und kämpferischem Individualismus hergestellt hat, [ist es] für ein Mädchen möglicherweise schwieriger, Gitarre zu lernen und sich selbst in einer Rockband vorzustellen. Nicht weil ein Mädchen weniger Lust hat, Gitarre zu lernen als ein Junge oder aufgrund der Evolutionsgeschichte –

die ja bei Pease & Peases Buch übers Einparken für alles herhalten muss – weniger geschickt die Finger auf den Saiten bewegen kann, sondern weil ihre Kultur, ihre Gesellschaft zu wenig Bilder für sie bereit hält, an denen sie sich orientieren kann und die sie ermutigen.“ (Miess 2008, S. 224)

Elena Lange, u. a. Sängerin und Gitarristin der Band *Stella*, sagte in einem Interview, dass es für sie immer eine Rolle gespielt habe, dass sie eine Frau sei.

„Die Deckungsgleichheit von Ideal und Realität, die ich angesprochen habe, ist da nicht gegeben. Oder: Sie war mir da eben als Utopie gegeben. In einer Welt, wie ich sie mir als Ideal ausmale, sind Männer und Frauen wirklich gleichberechtigt. [...] Ich hatte oft mit Einsamkeit zu kämpfen, weiß aber nicht, ob das meine spezielle Sache ist.“ (Bonz et al. 2011, S. 116f.)

Bernadette La Hengst, u. a. Sängerin und Gitarristin der Band *Die Braut haut ins Auge*, spricht über Bands der Hamburger Schule, die ausschließlich aus Männern bestehen, z. B. Tocotronic, Tomte und Kettcar:

„Auch im Label dort arbeitet, glaube ich, noch nicht mal eine Frau, und es ist alles so luftdicht verpackt. Und deswegen hat es vielleicht auch diesen komischen Pathos, den ich nicht mag. Es gibt auch Frauen mit Pathos, aber diesen männlichen Pathos, ihr Leben so zur Schau zu stellen und als wichtig darzustellen und es nicht in Frage zu stellen, keinen Zweifel und keine Luft dran zu lassen, das finde ich schon sehr männlich, gerade im Indie-Rock.“ (Bonz et al. 2011, S. 141).

Während Bands wie die *Sex Pistols* zur Legende wurden, kennen heutzutage viel weniger Menschen Bands, die nur oder hauptsächlich aus Frauen bestanden, wie z. B. die *Runaways* oder *Girlschool* (vgl. Plesch 2013, S. 28). Die Ära der Riot Grrrls (feministische meist Punkmusik von Frauen hauptsächlich in den 1990er Jahren) haben nur wenige Bands überhaupt überlebt, und sie sind den wenigstens noch bekannt. Wenn rückblickend von Punkrock die Rede ist, werden Bands wie *Bad Religion*, *The Ramones* und *The Clash* genannt. Aber wer kennt *L7*, *The Slits* oder *Team Dresch*? Sicherlich gibt es auch viele bekannte Musikerinnen, doch lohnt sich hier ein genauer Blick, in welchen Bereichen diese angesiedelt sind:

„Während die einen ‚neue Frauenpower‘ mit Tori Amos, Amanda Marshall, Meredith Brooks und Alanis Morissette feiern, beurteilt die Musikjournalistin Ann Powers genau diese Entwicklung negativ: Mit dem Erfolg dieser Musikerinnen, die eher romantische Liedermacherinnen seien, sei auch die Zeit der aggressiven lauten Frauenrockbands vorbei. Touché: Für die neuen Alben von L7 oder den Lunachicks interessiert sich wirklich niemand. Und wann haben wir als letztes etwas von Babes in Toyland gehört?“ (Plesch 2013, S. 42)

Tine Plesch betont, dass die alten Muster des Männerclubs „Musik“ aufgebrochen werden müssen. Jedoch darf dabei nicht wieder in alte Muster verfallen werden. Der Begriff „Frau“ müsse durchlässig gemacht werden und soll nicht im Sinne einer starren Identitätspolitik der Männermusik schlicht die Frauenmusik gegenüber stellen (vgl. Plesch 2013, S. 42f. und 52).

Sich Räume in männerdominierten Bereichen zu erobern, ist nicht einfach. Ein Ansatz stellen die *Ladyfeste* dar, die es weltweit seit nunmehr fast 15 Jahren gibt. Der Begriff „Lady“ assoziiert oft erst mal wohlhabende Frauen, da der Begriff „Lady“ (engl. für „Dame“) aristokratischen Ursprungs ist. Jedoch steht hinter dem Begriff *Ladyfest* ein „feministisches Kunst- und Kulturfestival, bei dem es einerseits um die (Re-)Präsentation des Kunstschaffens von Frauen, Lesben und Transgenderpersonen, andererseits aber auch um eine Auflösung der Geschlechtergrenzen geht. Das Festival wird nach dem Do-It-Yourself-Prinzip organisiert. Das bedeutet, dass es keine professionellen Veranstalterinnen gibt“ (Mooshammer/Trimmel 2008, S. 184). Das erste *Ladyfest* fand im Jahr 2000 in Olympia, USA, statt und hatte den Anspruch, „non-profit, community-based [...] designed by and for women“ zu sein. Inhaltlich wurden „performances by bands, spoken word artists, authors, visual artists and more!!!“ versprochen, Workshops und Panels veranstaltet sowie Partys angekündigt. Die Organisation wurde von Frauen geleistet, das Publikum ging jedoch über dieses Gender hinaus: „This is a woman-run event but all are welcome to attend.“ (vgl. ladyfest.org). Seit 2003 finden *Ladyfeste* auch in verschiedenen Städten Deutschlands statt. Es gibt keine festen zentralen Organisator_innen, die *Ladyfeste* leben davon, dass sich in jeweiligen Städten Frauen zusammenschließen, um gemeinsam ein Programm zu erarbeiten und umzusetzen. Ein Ziel ist es auch, „das männlich codierte kulturelle Feld der Musik zu besetzen“, ihr Ansatz geht jedoch darüber hinaus und versucht, herrschende Kategorien von Geschlecht zu dekonstruieren und diese in verschiedenen künstlerischen und politischen Bereichen aufzuarbeiten (vgl. Feministisches Institut Hamburg 2007). „Im Zentrum der Ladyfeste stehen non-profit Veranstaltungen wie Konzerte und do-it-yourself Workshops sowie Vorträge und Diskussionsrunden. Sie werden als politisch motiviert angekündigt und zumeist von jungen Frauen, Lesben, Transgender und Queers organisiert“ (Feministisches Institut Hamburg 2007). Der Begriff „Lady“ wurde also aus dem Adelskontext („Dame“) herausgenommen und erhält eine viel breitere Bedeutungsebene. Es geht bei diesen Veranstaltungen auch um das Bestimmen und Aneignen von Raum – und zwar nicht nur physikalisch. „Das fängt bereits mit dem Gebrauch von Sprache an“ (Mooshammer/Trimmel 2008, S. 188). Jedem_jeder, der_die sich als „Lady“ identifiziert, steht der Raum der *Ladyfeste* offen. „Im Kontext der Ladyfeste wird im Begriff ‚Lady‘ auch von biologisierenden Zuschreibungen Abstand genommen“ (Copyriot 2006). Entsprechend lautet auch das Motto, das bei fast allen Ladyfesten zu finden ist: „What ever your gender may be – if you feel like a Lady, be part of the Ladyfest!“ Die *Ladyfeste* sind also nicht nur den als Frauen geborenen Frauen vorbehalten.

Die Ladyfeste formulieren einen feministischen Schwerpunkt und einen Diskriminierungsbegriff auf Basis von Machtverhältnissen:

„Weiblich wahrgenommene Menschen erfahren häufig Diskriminierungen aufgrund ihres Geschlechts. Auch wenn Frauen und Männer heute formell gleichberechtigt sind, bestehen weiterhin gravierende Ungleichheiten. [...] Weiterhin sind [Frauen] traditionell für Haushalt und Kinderversorgung zuständig. Die Doppelbelastung von Beruf und Familie tragen also immer noch sie zum großen Teil auf ihren Schultern. Auch physische und psychische Gewalt treffen vornehmlich Frauen. Werfen wir nun einen Blick auf unser Umfeld, auf den linken und selbstorganisierten (sub-)kulturellen Kontext, in dem wir uns bewegen und politisch agieren, dann stellen wir fest: Hier dampft die gleiche Kacke!“ (Ladyfest Leipzig).

Die Einbeziehung von Trans und Queers in als Frauenraum gedachte feministische Projekte ist nicht immer so selbstverständlich wie bei den Ladyfesten. Das „Michigan Womyn’s Music Festival“ etwa ist ein Festival, das seit 1976 jedes Jahr im August in der Nähe von Hart (Michigan) stattfindet. Es ist von und für Frauen organisiert, die dort freie Kunst, Musik, Comedy-Auftritte etc. aufführen und miterleben können. Kritik hat dieses Festival immer wieder deshalb erfahren, weil nur Frauen teilnehmen dürfen, die als Frauen geboren wurden und weiterhin als Frauen leben. Viele feministische Bands und Sänger_innen, die teilweise schon in der Riot Grrrl Bewegung der 1990er Jahre aktiv waren, nehmen immer wieder am Festival teil und werden dafür kritisiert:

„I haven’t come across anything particularly transphobic within those 1990s riot grrrl recordings and writings that remain in circulation on the Internet today. Still, various high-profile individuals made their views entirely clear through their involvement with the famously trans-exclusive Michigan Womyn’s Music Festival.“ (Transactivist 2012)

Ein prägnanter Vorfall war der Ausschluss von Nancy Burkholder, die das Festival 1991 verlassen musste, da sie „transsexuell“ sei. Sie wurde durch Menschen aus dem „Orgateam“ nach ihrer sexuellen Identität und auch danach, ob sie operiert sei, befragt. Daraufhin zeigte sie ihren Ausweis, der sie als weiblich markierte, und weigerte sich weiter Auskunft zu geben. Ihr wurde mitgeteilt, dass das „Michigan Womyn’s Music Festival“ exklusiv für „natural, women-born-women“ sei. Dann wurde sie des Festivals verwiesen (vgl. Williams 2013). Im Jahre 1994 gab es erstmalig als Protest gegen den biologistischen Begriff von Geschlecht und den Ausschluss von Transmenschen das „Camp Trans“, das zeitgleich in unmittelbarer Nähe stattfand. In den folgenden Jahren fand und findet immer wieder ein „Camp Trans“ als Protest gegen das „Michigan Womyn’s Music Festival“ statt, das einen eigenen Raum öffnen möchte für eine queere Community, die Transgender auch nach ihrer Transition und/oder Operationen einschließt (vgl. Camp Trans 2006). Die Nachweisbarkeit des jeweiligen Genderstatus der Teilnehmer_innen des „Michigan Womyn’s Music Festivals“ ist ohnehin fraglich:

“Some non-transsexual women, including butch women, bearded women, drag king performers, and others call themselves transgender because they do not fit into the society’s definition of what a woman should look/act like. There are no rules excluding these people so long as

they have lived their entire lives as women – In fact, some of the performers, including members of The Butchies and Bitch and Animal identify as ‚transgender‘ even as they uphold the policy that excludes transsexual people. It is only transsexual people – who have been raised as a member of one gender but live (or wish to live) as a member of another – that are excluded, because they are seen as having lived as a male (in the case of trans women) or living currently as a male (in the case of trans men)” (Michigan/Trans Controversy Archive).

Der Ausschluss von „transsexuellen“ Menschen bedeutet entsprechend, dass die Umgebung des Michigan Womyn’s Music Festival kein Safe Space ist für Menschen, die sich als Transgender oder Genderqueer identifizieren oder nicht sofort eindeutig als „Frauen“ lesbar sind. Auch wenn die Festivalorganisatorinnen inzwischen auf ihren Flyern versichern, dass es von ihrer Seite keine Verhöre mehr gegenüber Menschen mit uneindeutiger Geschlechtsrepräsentation gibt, so wird von dort doch immer wieder von Beschimpfungen und übergriffigem Verhalten gegenüber Transgender berichtet (vgl. Michigan/Trans Controversy Archive).

3. Queer ist für alle (nicht!)

Räume, die speziellen Geschlechtern oder anderen diskriminierten Gruppierungen vorbehalten sind, müssen immer wieder verteidigt werden. Ebenso wie die oftmals geführte Diskussion, wieso es denn keine Männerräume oder Männerquoten gebe, müssen auch bei queeren Räumen immer wieder Grenzen abgesteckt werden. Als queer definierte Räume sind nicht nur queeren Menschen vorbehalten (wie sollte dies auch kontrolliert werden?), sie haben aber dennoch den Anspruch, ein „Safe Space“, also ein sicherer Raum, für alle queeren Menschen zu sein. Außerdem definiert sich die Mehrheit der Anwesenden als queer oder anderweitig nicht-heterosexuell. Der Begriff „queer“ ist insofern problematisch, als er oft sehr unterschiedlich verwendet wird: „Der Begriff ‚queer‘ bedeutet in der englischen Sprache soviel wie ‚sonderbar‘, ‚verrückt‘, ‚seltsam‘, aber auch ‚fragwürdig‘ und ‚jemanden irreführen‘. Als Nomen gebraucht steht der Begriff für ‚Falschgeld‘. Ob es sich vom deutschen Wort ‚quer‘ ableitet, ist nicht bestätigt“ (Simbürger 2010, S. 21). Nachdem „queer“ ein Schimpfwort war für alle Menschen, die nicht heterosexuell oder anderweitig nicht der Norm entsprechend wirken, wurde der Begriff später als Selbstbeschreibung von Lesben, Schwulen (Gay), Bi-/Pansexuellen, Trans und Intersexuellen (LGBTI) positiv umgedeutet. Diese Gruppen haben gemeinsam, dass sie nicht als der Heteronorm entsprechend wahrgenommen werden, sei es aufgrund von körperlichen Merkmalen oder durch „abweichendes“ sexuelles Begehren. Dies zeigt aber bereits, wie unscharf diese Gruppe ist, denn selbst Menschen die als heterosexuell gelesen werden, entsprechen niemals zu 100% der Norm. Wenn „queer“ eine Abweichung von der Norm markieren soll, so könnten sich alle Menschen darunter subsummiert fühlen. Dies würde wiederum den Begriff „queer“ überflüssig und politisch unbrauchbar machen. Auch Begriffe wie „homosexuell“ sind, je genauer mensch hinsieht, unscharf und ebenso nicht unbedingt für politische Aussagen geeignet. Dies gilt für

alle als starr geglaubten Identität: „Bis heute spielt das Dilemma zwischen 'ganz anders' und 'ganz normal' in all jenen sozialen Bewegungen eine wichtige Rolle, die im Namen einer (angeblichen) Identität agieren“ (Hieber/Villa 2007, S. 89f.). Dennoch sind diese Begriffe wichtig, um Diskriminierung fassbar zu machen. In unserer Gesellschaft werden Lesben, Schwule, Bisexuelle, Trans und Intersexuelle diskriminiert, weil sie der imaginierten Norm von Geschlecht und Begehren nicht entsprechen. Dies muss auch so benannt werden (auch wenn die Kategorien konstruiert und genau genommen schwammig sind). Je genauer mensch auf die Eigenheiten und Grenzen von Männern und Frauen schaut, desto ungenauer wird die Grenze zwischen den zwei Geschlechtern. Und wieso sollten sich diese eigentlich sehr unterschiedlichen Gruppen wie Transgender, Intersexuelle, Lesben, Schwule und Bisexuelle nicht zusammentun und gemeinsam gegen ihre Diskriminierung aufgrund von heteronormativen Strukturen kämpfen?

Jedoch wird auch deutlich, dass die als queer bezeichneten Gruppen mitunter sehr unterschiedliche Ziele haben. Nicht alle Schwulengruppen möchten dasselbe erreichen und nicht alle Lesbengruppen haben dasselbe Verständnis von Geschlecht (vgl. Simbürger 2010, S. 28f.). Unter ihnen gibt es Gruppen, die per se die Zweigeschlechtlichkeit auflösen möchten, während andere Gruppen einen starken Fokus auf Identitätspolitik haben und dafür kämpfen, dass Lesben und Schwule die gleichen bürgerlichen Rechte haben wie Heterosexuelle (z. B. zu heiraten oder in Zweierbeziehungen Kinder zu adoptieren). Das System der Zweigeschlechtlichkeit wurde bereits in der US-amerikanischen Homo-Befreiungsbewegung Ende der 1960er Jahre kritisiert, jedoch wurde der Fokus der Bewegung ab den 1970er Jahren verstärkt auf Identitätspolitik gelegt, so dass die grundlegende Kritik an Zweigeschlechtlichkeit in den Hintergrund trat (vgl. Simbürger 2010, S. 27; 31f.):

„Bereits in den 50ern und erst recht in den turbulenten, z. T. ausgesprochen radikalen 60ern und 70ern wurde in den USA intensiv über Sexualität und deren vielfältigen Verschränkungen mit der Sphäre des Politischen debattiert. Auch die Hinterfragung des Weiblichen und die kritische Reflexion der Kategorie ‚Frau‘ wurde nicht von Judith Butler erfunden“ (Hieber/Villa 2007, S. 82).

Was bedeutet dies nun für queere Räume? Wie eingangs gesagt, sollen queere Räume ein „Safe Space“ für alle queeren Menschen sein. Auch wenn „queer“ als Begriff schwierig ist, so ist damit doch meist eine Abweichung von der normierten Sexualität bezeichnet, eine Abweichung von der als Norm geltenden heterosexuellen Identität. Wobei natürlich auch Begriffe wie „heterosexuell“, „homosexuell“, „cissexuell“ oder „trans“ unscharf sind. Aber gleichgeschlechtliche sexuelle Praxis kann durchaus eine politische Aussage haben, sofern sie nicht in der Formulierung von Gleichgeschlechtlichkeit als einziges Identitätskriterium verharrt: „Die 'kollektive Identität' muss nicht im Terror der Identifikation münden, sondern kann auch die Verortung der eigenen Erfahrungen in einem Kollektiv

meinen, der selbst gebrochen, widersprüchlich und konfliktreich ist“ (Hieber/Villa 2007, S. 85). Und sicherlich können sexuelle Abweichungen auch viele andere Dinge sein, z. B. sexuell ungewöhnliche Praktiken eines heterosexuellen Cis-Pärchens. Der Unterschied zwischen ihnen und einem Lesbenpärchen liegt jedoch vor allem im „Passing“ („als etwas erkannt werden“) und in der Frage, ob mit der jeweiligen sexuellen Identität eine Diskriminierung einhergeht. In der Öffentlichkeit wird das Heteropärchen nicht als abweichend wahrgenommen, was ihre sexuelle Identität angeht – das Lesbenpärchen jedoch schon und zwar ständig (außer vielleicht in queeren Räumen). Auch bisexuelle Menschen erleben oft eine Passing als heterosexuell, was jedoch nicht unbedingt erfreulich für sie ist, da dies ihre Identität als Bisexuell unsichtbar macht. Klarerweise sind Lesben (die nicht gerade als händchenhaltendes Pärchen zu sehen sind) nicht unbedingt sofort als Lesben zu erkennen. Vielen heterosexuellen Menschen sind ihre Privilegien, die sie aufgrund dieser Identität haben, gar nicht bewusst. Menschen, die nicht heterosexuell sind, werden rund um die Uhr von ihrer Identität als Abweichung von der Norm begleitet und erleben dadurch regelmäßig Grenzüberschreitungen, Verletzungen und Abwertung:

„out sein bedeutet (dr)außen sein. und immer dann hereingeholt zu werden, wenn die heterosexistische gesellschaft oder heten selbst es für angemessen erachten, als temporäre anerkennung, aber dennoch als spielball. [...] und selbst in dieser situation des kurzzeitigen hereingeholt werdens, die auch gleichzeitig einen wunsch nach solidarität und verantwortungsübernahme markiert, den wunsch nach ‚wir kämpfen seite an seite‘, die aufforderung ‚come out of your heterosexist closet‘, besitzen sie noch die dreistigkeit, heterosexismus zu re_prodizieren, lebensrealitäten wieder unsichtbar zu machen und gewalt auszuüben. unter diesen gesichtspunkten ist es mir völlig unverständlich, wie menschen auch nur eine sekunde lang die notwendigkeit von schutzzräumen und separatistischen politiken in frage stellen können“ (Lantzsich 2013).

Kürzlich wurde online eine Diskussion in verschiedenen Blogs und bei Twitter darüber geführt, wie Zärtlichkeiten von heterosexuellen Pärchen bei queeren Veranstaltungen gelesen werden. Auf dem Blog der Mädchenmannschaft wurde dazu geschrieben:

„Ob ich will oder nicht – durch meine Hetero(pärchen)performance demonstriere ich nicht nur den Normalzustand und erinnere (schmerzhaft) an ihn, ich stelle ihn auch aktiv her und re_prodiziere ihn. Heteronormativität ist keine Einbahnstraße: Weil hetero ‚normal‘ ist, stelle ich mein Hetendasein unhinterfragt zur Schau (nicht im Sinne von ‚seht alle her, ich bin hetero und finde das ganz toll!‘, sondern im Sinne von ‚ich muss nicht verstecken, was selbstverständlich für mich ist‘) und ermutige andere, dies auch zu tun – und weil so viele ihr Hetendasein unhinterfragt und selbstverständlich zur Schau stellen, ist hetero sein ‚normal‘. Ich inszeniere mich – möglicherweise ungewollt – als einen Teil der ‚Normalität‘ und schaffe sie damit erst. Ich trage aktiv dazu bei, ein Klima aufrecht zu erhalten, einen Raum zu schaffen, in welchem lesbische, schwule, queere Zärtlichkeit deutlich als ‚Abweichung‘ sicht- und fühlbar ist“ (Mädchenmannschaft 2013).

Queere Räume haben zwar oft den Anspruch, dass sich dort alle Menschen wohl fühlen sollen, jedoch darf nicht vergessen werden, dass nicht alle Menschen die gleichen Privilegien mitbringen und dass auch ein queerer Raum nicht frei von Machtstrukturen ist. Wenn hier dieselben Klischees und dieselbe Norm reproduziert werden, die ohnehin schon ständig in unserer Gesellschaft zitiert werden, wieso bräuchten wir dann queere Räume?

„Aber der queere Raum soll doch offen für alle sein. Und das ist er auch (leider, manchmal). Trotzdem geht es auch anders und ich wage zu behaupten, dass der queere Raum eigentlich nur offen für all diejenigen ist, die Lust haben, sich mit den heteronormativen Regeln dieser Gesellschaft kritisch auseinanderzusetzen und ggf. auf bestimmte Handlungen an diesem speziellen Ort zu verzichten, weil sie wissen, dass diese Handlungen eine heteronormative Zustimmung darstellen können in einem Raum, der dahingehend eigentlich als Oase gedacht ist. Und es tut weh zu sehen, dass im Umkreis um die knutschenden Pärchen viele eingeschränkter werden, beobachten aber nicht aktiv werden, sich benehmen wie da draußen und nicht mehr wie auf der queeren Party, dem temporären Zuhause“ (Laufmoos 2014).

Klarerweise gibt es in queeren Räumen kein „Zärtlichkeitsverbot“ für Heterosexuelle oder ähnliches. Es wurde in der Diskussion jedoch dazu aufgerufen, das eigene Verhalten zu hinterfragen, zu überlegen, wie auch das eigene Verhalten zum allgemeinen Klima beiträgt. Es kann auch eine Form von Politik sein, die eigenen Privilegien mal aktiv nicht wahrzunehmen. Dies ändert erst mal nichts an den gesamtgesellschaftlichen Strukturen, aber vielleicht macht es den Raum, in dem wir uns gerade aufhalten, für die Anwesenden ein wenig angenehmer:

„Statt hinzuhören, wenn Lesben, Bisexuelle und Schwule von Übergriffen reden, debattieren wir die Angst Heterosexueller, nun ‚nicht mehr knutschen zu können‘, die sich in ‚jetzt erst Recht‘-Manier versprechen, noch mehr rumzumachen. [...] Was kommt als nächstes? Männer, die wegen der Frauendiskriminierung Mitglied werden in den Männerbünden dieser Welt? Weiße Menschen, die aus Protest gegen Rassentrennung auf ‚whites only‘-Bänken sitzen?“ (hanhaiwen 2013).

Der Begriff „queer“ hat durch seine positive Selbstbezeichnung eine teilweise so starke Aufwertung erhalten, dass er bei einigen Menschen als „hip“ gilt, so dass auch viele Heterosexuelle sich als „queer“ bezeichnen möchten. Es ist jedoch schwierig, wenn der Begriff „queer“ so sehr aufgeweicht wird, dass alle Menschen sich als queer bezeichnen können, ohne dass die gesellschaftlich gelesene Realität damit übereinstimmt (Passing). Queer leben ist kein Partymotto, sondern eine Zuschreibung aufgrund der sexuellen/geschlechtlichen Identität und/oder eine politische Haltung gegenüber der eigenen Identität. „Queer“ hat immer den Anspruch, die Zweigeschlechtlichkeit zu hinterfragen, jedoch nicht, weil das gerade modern oder als oberflächlicher Lifestyle beliebt ist. Sich nur deshalb als „queer“ bezeichnen zu wollen, weil die Identität des cis-heterosexuellen Mannes zu sehr die damit einhergehenden Privilegien betont, bleibt kontraproduktiv.

„Viele Menschen fühlen sich als Frauen oder Männer, und zwar unabhängig davon, ob ihnen dieses Geschlecht bei der Geburt zugewiesen wurde oder nicht. Sich binär zu verorten ist nicht per se ein Zeichen fehlender Reflexion oder ‚queerness‘; sondern bedeutet einfach, eine von vielen geschlechtlichen Identitäten als für sich passend zu empfinden. [...] Queere Politik läuft in eine Sackgasse, wenn sie Menschen die Legitimität ihrer geschlechtlichen Identitäten abspricht, oder wenn bestimmte Identitäten als revolutionärer gelten als andere. So verstanden bleibt sie Identitätspolitik, und ihr ‚wir‘ bildet sich durch Ausschlüsse. Menschen verächtlich zu machen, weil sie sich als Männer oder Frauen identifizieren, bringt uns einer Gesellschaft jenseits von cis und trans keinen Schritt näher“ (Herbst 2014).

4. Separatistische Politik

Wenn diskriminierte Gruppen eigene Räume für sich beanspruchen, erfahren sie mitunter Widerstand, teilweise auch von Menschen, mit denen sie bisher zusammen gegen Ungerechtigkeiten gekämpft hatten. Der Grund dafür liegt oft darin, dass separatistische Politik in der Gesamtgesellschaft oft als feindselig betrachtet wird. Dabei mag dieser Akt zwar eine Abspaltung sein, aber ja keinesfalls um gegeneinander, sondern um gegen die diskriminierenden Strukturen zu kämpfen. Dass dies (zudem ja ohnehin nur teilweise) in separaten Gruppen geschieht, die bestimmte Erfahrungen teilen, ist oft sinnvoll. Die Abgrenzung dieser Gruppen (z. B. Frauen oder Queers) ist außerdem keine spontane oder selbst erdachte, sondern eine gesellschaftlich gewachsene. Um diese Unterteilung und damit einhergehende Diskriminierung wiederum bekämpfen zu können, sind (auch) separatistische Politiken sinnvoll. Dass es niemals eine homogene Gruppe ohne interne Machtstrukturen geben kann, liegt auf der Hand, und die Zweite Frauenbewegung ist nur ein Beispiel dafür:

"In den 1980er Jahren kam es zur Ausdifferenzierung des scheinbar verbindenden 'Wir'. Frauenräume wurden zunehmend auch zu Orten, an denen Unterschiede und Unterdrückungsverhältnisse zwischen Frauen politisiert wurden. So machten beispielsweise schwarze Feministinnen, Prolesben und Jüdinnen auf die Diskriminierung aufmerksam, die sie in Frauenräumen erfuhren" (Notz 2012, S. 63).

Dennoch können Frauenräume oder Räume von und für People of Color oder auch queere Räume alte Rollen aufbrechen, neue Blickwinkel bieten und neue Aspekte in die Politik gegen soziale Ungerechtigkeiten bringen. Es darf nicht vergessen werden, dass auch Frauen sexistische Strukturen verinnerlicht haben, sogenannter internalisierter Sexismus:

„Das Problem anerkennen, dass Frauen zum sexistischen System beitragen. Nicht den Fehler machen, sich für eine Ausnahme, klüger oder ‚schon weiter‘ als die anderen und frei von internalisiertem Sexismus zu halten. Einsehen, dass wir Produkte unserer Umwelt und damit immer sexistischen Botschaften ausgesetzt sind. Awareness schaffen, sich gegenseitig unterstützen und unser authentisches Selbst finden“ (sanczny 2012).

Es darf nicht darum gehen, zu glauben, dass alle Frauen gleich sind. Es geht bei queer_feministischer Politik auch nicht um „Gleichstellung“. Menschen sind unterschiedlich, auch wenn einige von ihnen ähnlichen Diskriminierungsformen unterliegen. Ziel queer_feministischer Politik ist nicht die „Gleichstellung“, sondern, Heterosexismus, Homo- und Transfeindlichkeit zu bekämpfen.

Schädlich für queer_feministische Politik sind Argumente, die von tatsächlichen Diskriminierungen ablenken und den Fokus auf andere (eigentlich privilegierte) Gruppen lenkt und diese als Opfer bezeichnet, z. B. Männer als (auch) Opfer des Patriarchats. Online wird dies als „What about the men?“ bezeichnet, kurz WATM, da feministische Argumente oft mit dieser Frage zu entkräften versucht werden. Auch wenn viele Menschen (darunter sicherlich auch Cis-Männer) patriarchale Strukturen ablehnen und kritisieren, sind es dennoch vor allem heterosexuelle Cis-Männer, die hauptsächlich von diesen Strukturen profitieren. Sexismus, ebenso wie Rassismus und Ableismus usw., kann nur als Bezeichnung eines Machtverhältnisses verstanden werden. Es gibt weder „umgekehrten Sexismus gegen Männer“ noch „umgekehrten Rassismus gegen Weiße“, da eine gesellschaftliche Machtposition nicht spontan umkehrbar ist.

“When feminists say that women can’t be sexist towards men, they aren’t saying that women being prejudiced against men is a good thing, or something that should be accepted. Prejudice is bad and should not be accepted. Now that that’s out of the way, let’s look at why feminists make a distinction between sexism and gender-based prejudice when the dictionary does not. A running theme in a lot of feminist theory is that of institutional power: men as a class have it, women as a class don’t” (Finally, A Feminism 101 Blog).

Während es also gegen Männer als Einzelpersonen durchaus Vorurteile und Diskriminierung aufgrund ihres Geschlechts geben kann, ist „umgekehrter Sexismus gegenüber Männern“ nicht möglich.

„Privilegien sind Vorteile, die die Gesellschaft bestimmten Gruppen zuerkennt, und von denen Leute allein aufgrund ihres sozialen Status profitieren. Privileg wird von denjenigen, die es besitzen für normal gehalten. Privilegiert sein ist aus privilegierter Sicht also normal, und diejenigen ohne Privileg sind die Abweichung, werden oft als defizitär wahrgenommen. Da sich sozialer Status aus der Positionierung in mehreren Strukturen ergibt (‘Rasse’, Klasse, Geschlecht, sexuelle Identität, Alter...) sind alle Menschen sowohl privilegiert als auch nicht, profitieren an einer Stelle von einem Privileg während sie an anderer Stelle benachteiligt sein können. Und wie sich Privileg auswirkt, hängt wiederum von der individuellen Position in der sozialen Hierarchie ab. [...] Male Privilege verschwindet nicht, weil ein Mann in einer anderen Struktur benachteiligt ist.“ (sanczny 2012)

Ob ein Raum nur für Frauen oder nur für Queers geöffnet sein soll, wird je nach Kontext und Notwendigkeit von den entsprechenden Gruppen entschieden. Wenn sich Frauen innerhalb einem männlich geprägten Wissenschaftsbereich bewegen, können Veranstaltungen sinnvoll sein, die nur Frauen vorbehalten sind. Dies bedeutet eine temporäre Abspaltung von der strukturell privilegierten Gruppe, um Themen ohne diese zu besprechen und zu erarbeiten. Auch die Gruppe der Frauen

wird niemals homogen sein. Wenn dieser Frauenraum ergänzt wird um Trans und Intersexuelle, so aus demselben Grund, aus dem es den Frauenraum überhaupt gibt: Es soll ein Raum geschaffen werden, in dem sich Menschen, die bestimmte Formen von Diskriminierung – direkt oder indirekt – erfahren, austauschen können. Es kann auch hilfreich sein, darüber hinaus eigene Veranstaltungen zu machen, die einen Raum für ausschließlich queere Menschen öffnen. Dies ist bereits jedoch oft eine Frage der Kapazitäten. Es ist also möglich, Identitätspolitik kritisch zu sehen, aber dennoch separatistische Politik als legitimes und notwendiges Mittel zu betrachten, sofern reflektiert wird, dass es keine starren für immer geltenden Identitäten geben kann:

„Die Kritik an Identitätspolitik mag berechtigt sein, verleugnet aber deren Gründe und auch deren Notwendigkeit in einer homophoben Gesellschaft. Das Schaffen von eigenen Räumen und Netzwerken ist nach wie vor eine wichtige politische Strategie. Dabei muss ein nach eigenen Regeln definierter Raum nicht unbedingt als Fluchtpunkt vor einer homophoben Gesellschaft gesehen werden“ (Thym 2008, S. 39).

Autor_innen wie bell hooks betonen immer wieder, dass der erste Schritt gegen sexistische Strukturen der ist, dass Frauen ihre eigene Homophobie und Frauenhass erkennen und abbauen lernen müssen:

„Challenging homophobia will always be a dimension of feminist movement. For there can be no sustained sisterhood between women when there is ongoing disrespect and subordination of lesbian females by straight women. In visionary feminist movement the work of activists who are lesbians is fully acknowledged. Without radical lesbian input feminist theory and practice would never have dared to push against the boundaries of heterosexism to create spaces where women, all women, irrespective of their sexual identity and/or preference, could and can be as free as they want to be. This legacy should be continually acknowledged and cherished“ (hooks 2000, S. 98f.).

Aber klarerweise bleibt der Kampf gegen Diskriminierung hier nicht stehen, und nicht zuletzt müssen sich auch Männer mit Sexismus auseinandersetzen, ebenso wie von heterosexuellen Menschen erwartet werden muss, dass sie dabei mithelfen, Homofeindlichkeit und Heterosexismus abzubauen:

"Es geht also nicht nur um die Stärkung weiblicher Positionen, sondern auch darum, dass Männer sich für die Belange der Frauen interessieren, und ihre eigenen Rollen hinterfragen – notfalls auch um den Preis eines Machtverzichts" (Plesch 2013, S. 57f.).

Literatur

- Bonz, Jochen/Rytz, Juliane/Springer, Johannes (2011): Lass uns von der Hamburger Schule reden. Eine Kulturgeschichte aus der Sicht beteiligter Frauen. Mainz.
- Breitbach, Tamara (2012): "Lieber gleichberechtigt als nie". Weibliche Emanzipationstendenzen im Bistum Trier in den 1990er Jahren. In: Ariadne – Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte. 61/2012. S. 66–73.
- Camp Trans (2006). Room for all kinds of womyn. Online: <http://camp-trans.org/about/history>. [Aufruf: 3.7.2014]
- Christinck, Anja (2012): Gemeinschaft gründen - Individualität entwickeln. Überlegungen zur Wirkung und Aneignung von Räumen am Beispiel Loheland. In: Ariadne – Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte. 61/2012. S. 22–29.
- Copyriot (2006): Ladyfest in Frankfurt/Main. Online: http://www.copyriot.com/ladyfest/ladyfest_neu/docs/ladyfest.htm [Aufruf: 4.8.2014]
- Eismann, Sonja (2007): Hot topic. Popfeminismus heute. Mainz.
- Feministisches Institut Hamburg (2007): Ladyfeste: (queer-)feministischer Widerstand. Online: <http://www.feministisches-institut.de/ladyfeste> [Aufruf: 1.8.2014]
- Finally, A Feminism 101 Blog: FAQ. What is "sexism"? Online: <http://finallyfeminism101.wordpress.com/2007/10/19/sexism-definition> [Aufruf: 28.7.2014]
- Gatzka, Claudia Christiane (2012): Klassenkampf am Küchentisch. Weibliche Handlungsräume im kommunistischen Milieu Italiens in der frühen Nachkriegszeit In: Ariadne – Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte. 61/2012. S. 48–53.
- Hanhaiwen (2013): Knutschverbote, Knutschverzicht? Über wirklich unsichtbaren Protest. Online: <http://hanhaiwen.wordpress.com/2013/04/08/knutschverbote-knutschverzicht-uber-wirklich-unsichtbaren-protest> [Aufruf: 27.7.2014]
- Herbst, Mika: Ach, und du bist also „queer“? 2014. <http://herbstblaetter.noblogs.org/ach-und-du-bist-also-queer> [Aufruf: 7.8.2014]
- Hieber, Lutz/Villa, Paula-Irene (2007): Images von Gewicht. Soziale Bewegungen, Queer Theory und Kunst in den USA. Bielefeld.
- hooks, bell (2000): Feminism is for everybody. Passionate politics. Cambridge, MA.
- Kirchhof, Astrid Mignon (2012): Geschlechterräume. Wie soziologische Raumtheorien für die Geschichtswissenschaft nutzbar gemacht werden können. In: Ariadne – Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte. 61/2012. S. 6–13.
- Ladyfest.org: A Historical Record of Ladyfest. Online: <http://www.ladyfest.org/index3.html> [Aufruf: 5.8.2014]
- Ladyfest Leipzig. Texte. Online: <http://www.ladyfest.leipzigerinnen.de/texte/texte.htm> [Aufruf: 28.7.2014]
- Lantzsch, Nadine (2013): Die Schrank Heten. Online: <http://medienelite.de/die-schrank-heten> [Aufruf: 8.8.2014]
- Laufmoos (2014): Heteroküsse auf Queerpartys. Oder: Raumaneignungen. Online: <http://laufmoos.de/?p=120> [Aufruf: 1.7.2014]
- Mädchenmannschaft (2013): Hat jemand "Knutschverbot" gesagt?! – Critical Hetness 101. Online: <http://maedchenmannschaft.net/hat-jemand-knutschverbot-gesagt-critical-hetness-101> [Aufruf: 9.6.2014]
- Michigan/Trans Controversy Archive: Frequently Asked Questions. Online: <http://eminism.org/michigan/faq-intro.html> [Aufruf: 18.7.2014]

- Miess, Julie (2007): Lemmy, I'm a feminist. But I love you all the way. In: Eismann, Sonja: Hot topic. Popfeminismus heute. Mainz. S. 212–228.
- Mooshammer, Bettina/Trimmel, Eva (2007): Ladyfest can save your life! Ladyspace als Strategie feministischer Raumproduktion. In: Eismann, Sonja: Hot topic. Popfeminismus heute. Mainz.
- Notz, Giesela (2012): Frauenräume. Die autonome Frauenbewegung der 1970er Jahre und ihr Konzept des Frauenraums in der BRD. In: Ariadne – Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte. 61/2012. S. 60–65.
- Plesch, Tine (2013): Rebel girl. Popkultur und Feminismus. Mainz.
- sanczny (2012): Was ist Sexismus? Online: <http://sanczny.blogspot.eu/2012/07/19/was-ist-sexismus> [Aufruf: 4.8.2014]
- Siegenthaler, Edith (2012): Frauenbefreiung durch männerfreie Zonen? Die Bedeutung von Frauen vorbehaltenen Orten und Räumen am Beispiel des Frauenzentrums der Frauenbefreiungsbewegung Bern. In: Ariadne – Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte. 61/2012. S. 54–59.
- Simbürger, Manuel (2010): Queer Reading. Dekonstruktion von Heteronormativität in „Buffy the Vampire Slayer“. München.
- Thym, Cordula (2007): I'm here, I'm queer, und jetzt? In: Eismann, Sonja: Hot topic. Popfeminismus heute. Mainz.
- Transactivist (2012): Trans Grrrl Riot, part 1: Was riot grrrl transphobic? <http://transactivist.wordpress.com/2012/08/22/trans-grrrl-riot-part-1-was-riot-grrrl-transphobic> [Aufruf: 6.8.2014]

Geschichte(n). Der Workshop ‚Frauen und Gewerkschaften‘ während der HBS-Wissenschaftlerinnen-Werkstatt 2013

JUDITH HOLLAND

Die Organisatorinnen der HBS-Wissenschaftlerinnen-Werkstatt hatten mich gebeten, bei unserem diesjährigen Zusammenkommen in Mühlhausen einen Workshop zum Thema ‚Frauen und Gewerkschaften‘ zu veranstalten. Ich freute mich sehr über das Interesse an dem Thema, das auch Gegenstand meines Promotionsprojekts ist, und wollte es vor allem in einer historischen Perspektive behandeln. Aber einen eineinhalbstündigen Workshop über die wechselhafte Geschichte der Beziehung zwischen Gewerkschaften und Frauen anzubieten, fand ich auch nicht gerade einfach. Wie sollte ich dieses umfangreiche Thema, das außerdem mit vielen anderen Bereichen in Verbindung steht, so zusammenfassen, dass es die meiner Meinung nach wichtigsten Punkte enthält und trotzdem die Leute nicht ‚erschlägt‘? Und Jette hatte mit den Reproduktionsverhältnissen wirklich sehr interessante Fragen im parallel stattfindenden Workshop zu diskutieren. Andererseits sind wir alle Wissenschaftlerinnen, die von der Hans-Böckler-Stiftung als einer gewerkschaftsnahen Stiftung gefördert werden. Daher bot es sich an, sich über Gewerkschaften im Geschlechterkontext Gedanken zu machen... Und es fanden sich tatsächlich einige interessierte Kolleginnen zum Workshop ein.

Gerade denjenigen, die nicht teilnehmen konnten, möchte ich an dieser Stelle erzählen, welche Fragen zu Beginn des Workshops im Raum standen, was wir uns erarbeitet und anschließend gemeinsam diskutiert haben. Da ich die zur Verfügung stehende Zeit dann doch unterschätzt hatte, haben wir nicht alles besprochen, was ich mir an Inhalten für die eineinhalb Stunden vorgenommen hatte. Ich möchte diese Gelegenheit auch dafür nutzen, die zu kurz gekommenen Aspekte nachzureichen. Dabei werde ich versuchen, die umfangreiche Geschichte, die sich in den vergangenen 150 Jahren zwischen Gewerkschaften und Frauen abgespielt hat, an Hand einiger ‚kleinerer‘ Geschichten zu illustrieren.

Folgende Fragen hatten die Teilnehmerinnen zu Beginn des Workshops: Wie sieht die Zusammensetzung der Gewerkschaften bezüglich Männern und Frauen aus? Wie tragen die Gewerkschaften zur Verbesserung der Arbeitsbedingungen von Frauen bei? Welche Interessenvertretung findet außerhalb der (,klassischen‘)

Erwerbsarbeit statt? Wie werden prekär Beschäftigte mobilisiert? Welche Rolle spielt der Feminismus?

Diese einleitenden Fragestellungen verweisen bereits auf die klassischen Problemlagen. Wirft man einen Blick in die Geschichte, wird sie/er feststellen, dass all diese Fragen auch früher schon diskutiert wurden. Außerdem besteht offensichtlich diese Zweiteilung, mit der Gewerkschaften betrachtet werden können: Zum einen als *Organisationen*, die als ‚vergeschlechtlicht‘ (vgl. Acker 1990) angesehen werden können. Dies zeigt sich beispielsweise bei der Untersuchung der gewerkschaftlichen Strukturen. Denn dabei wird offenkundig, dass Frauen sowohl als Mitglieder als auch als Beschäftigte innerhalb der meisten gewerkschaftlichen Strukturen immer noch unterrepräsentiert sind. Zwar sind viele Ämter und Gremien mittlerweile (zum Teil satzungsmäßig) quotiert, aber gerade in den Führungspositionen lassen sich oft nur wenige Frauen finden. Zum anderen betreiben Gewerkschaften (Tarif-)Politik nach außen und betrachten erwerbstätige Frauen als eine *Zielgruppe ihrer Interessenvertretung*. Ihr Hauptaugenmerk ist dabei durchaus auf die *erwerbsarbeitende* Frau gerichtet, denn die Umstände, die aus der gesellschaftlich oft ihr zugewiesenen Haus- und Reproduktionsarbeit erwachsen, bildete, historisch betrachtet, bestenfalls ein Randthema in den innerhalb der Organisationen oft marginalisierten ‚Frauengremien‘.

Gemäß dieser doppelten Perspektive beschäftigen wir uns vor allem mit dem zweiten Aspekt: Vor dem Hintergrund einer historischen Rekonstruktion des Wandels der Frauenerwerbsarbeit sollte deren gewerkschaftliche Vertretung in den Blick genommen werden. Die Präsenz der Frauen innerhalb der Organisationen konnte nur am Rande betrachtet werden. Anstatt die besprochenen Punkte nacheinander abzubilden, möchte ich nun versuchen, einzelne interessante Aspekte herauszugreifen und anekdotisch zu erläutern:

1. Geschichte(n) der Frauen(erwerbs)arbeit

Entgegen anderweitiger Behauptungen ist eines klar: Frauen haben schon immer gearbeitet. Und zwar ist damit durchaus die frühe Erwerbsarbeit in der Land- und Hauswirtschaft gemeint, die meist noch in Form von Naturalien entgolten wurde, aber von Anfang an auch ihre Arbeit in den Fabriken. Die Hausarbeit dagegen ist erst im Zuge der Entwicklung der kapitalistischen Gesellschaft entstanden. „Die Entstehung der Berufe und folglich die der Hausarbeit beschränkten sich zunächst auf die schmale aufsteigende Schicht des Bildungs- und Besitzbürgertums.“ (Knapp 1984, S. 7). Durch die mit der Industrialisierung verbundene, allgemeine Trennung von Reproduktions- und Produktionsbereich verschärfte sich die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und die gesellschaftlich gering geschätzte Hausarbeit wurde einseitig den Frauen zugewiesen (vgl. Knapp 1984).

Auch die Erwerbsarbeit der Frauen, beispielsweise in den Fabriken, wurde gesellschaftlich geringer bewertet als die ihrer männlichen Kollegen. Wikander demonstriert dies exemplarisch an der Arbeit an neuen Maschinen: Wenn in einer Produktionsstätte neue Maschinen eingeführt wurden, waren es die männlichen Arbeiter, die zuerst an ihnen arbeiteten. Die Arbeiterinnen wurden an den Maschinen erst zugelassen, wenn diese im Betrieb etabliert waren: „Manche Tätigkeiten wechselten ihren Status im Verlauf der Zeit. Die Arbeit an einer neuen, innovativen Maschine wurde oft als kompliziert und 'typisch männlich' eingestuft – und Jahre später galt sie als 'leicht' und deshalb für Frauen besonders geeignet. Die 'Geschlechtszugehörigkeit' einer Maschine war instabil und wechselhaft.“ (Wikander 1998, S. 103). Daran zeigt sich die Willkür, mit der die den Frauen zugewiesenen und meist gerade einmal mit der Hälfte des Lohnes der Männer entgoltenen sogenannten Hilfstätigkeiten definiert wurden. Dies wurde dann mit der angeblichen körperlichen Schwäche der Frau im Nachhinein gerechtfertigt.

Heute will den Frauen zwar niemand mehr das Recht auf Erwerbsarbeit absprechen – wobei es aus Sicht der Frauen auch immer weniger eine Frage des Wollens denn eine Frage des Müssens gewesen ist. Denn entgegen der allgemeinen Vorstellung war das sogenannte männliche Alleinernährer-Modell nie das gesellschaftlich prägende. Vielmehr waren und sind Frauen auf einen eigenen Erwerb angewiesen, um ihre (unabhängige) Existenz sicherzustellen. Dass sie nach wie vor in der Erwerbswelt nicht gleichgestellt sind, zeigt sich an der Zweiteilung des Arbeitsmarkts. Die Arbeitsplätze, die mit Tätigkeiten verbunden sind, die als ‚typisch weiblich‘ gelten, sind oft im prekären Bereich angesiedelt: Dort herrschen beispielsweise Teilzeit, geringfügige Beschäftigung in Form von Mini- oder Midijobs, befristete Arbeitsverträge und schlechtere Bezahlung vor. Der sogenannte gender wage gap liegt unbereinigt momentan bei 22 Prozent (vgl. Eurostat 2013). Auch der bereinigte Lohnunterschied bei gleicher Qualifikation und Position beträgt immer noch acht Prozent.

2. Geschichte(n) zu Gewerkschaften und Frauen

Die Teilnahme von Frauen an Vereinen, die der Erörterung politischer Gegenstände dienten, war bis ins 20. Jahrhundert hinein durch das preußische Vereinsrecht verboten (vgl. Losseff-Tillmanns 1978, S. 17). Im Zuge der ersten Frauenbewegung waren es vor allem Frauen aus dem bürgerlichen Milieu, die die ersten Vereine nur für Frauen gründeten. Ab 1848 kam es dann zur allmählichen Trennung in bürgerliche und sozialistische Frauenbewegung, wobei sich letztere um den Anschluss an die gewerkschaftlichen Fachvereine bemühte und eine gemeinsame Organisierung von Arbeiterinnen und Arbeitern anstrebte (vgl. Losseff-Tillmanns 1982, S. 25ff.). Diese frühen Organisierungsversuche der Frauen litten aber nicht nur unter den sogenannten Sozialistengesetzen, sondern auch an der mangelnden Anerkennung innerhalb der männlichen Arbeiterschaft. Diese sah

die Arbeiterinnen als ‚Schmutzkonzurrenz‘ an, weil sie für die Unternehmer billigere Arbeitskräfte waren und angeblich die Arbeitslosigkeit der Männer erhöhten sowie die Betriebskrankenkassen belasteten (vgl. Losseff-Tillmanns 1982, S. 40).

Heute werden Frauen in den Gewerkschaften zwar akzeptiert und anerkannt. In manchen Gewerkschaften stellen sie mittlerweile sogar die Mehrheit der Mitglieder, wie in ver.di mit 51 Prozent und in der GEW mit sogar 71 Prozent (vgl. DGB 2014). Es gibt dort Gleichstellungsbeauftragte, frauen- und gleichstellungspolitische Sekretär_innen, Frauenkonferenzen und teilweise auch Zusammenarbeit mit feministischen Netzwerken. Allerdings leiden gerade die Gewerkschaften im Dienstleistungsbereich am allgemeinen Rückgang ihrer Mitgliederzahlen sowie an Finanznot infolge sinkender Mitgliedsbeiträge. Hinzu kommt, dass die kollektive Interessenvertretung durch die Individualisierung und Prekarisierung der Beschäftigungsverhältnisse erschwert wird.

Allerdings haben Arbeitskämpfe in den letzten Jahren gezeigt, dass gerade auch Frauen bereit sind, sich zu wehren. So klagte Barbara E., genannt Emmely, im Jahr 2010 letztendlich erfolgreich gegen ihre Entlassung durch Kaiser’s-Tengelmann. Ihr war unter dem Vorwand, sie hätte zwei Flaschenpfandbons im Wert von 1,30 Euro nicht rechtmäßig eingelöst, im Jahr 2008 fristlos gekündigt worden. Tatsächlich wird vermutet, dass sich die Geschäftsleitung einer unbequemen Aktivistin entledigen wollte, die die Streiks im Einzelhandel 2007/2008 unterstützt hatte (vgl. Emme 2011). Beim Kita-Streik im Jahr 2009 erreichten die Beschäftigten im Erziehungsbereich mit gewerkschaftlicher Unterstützung zwar nicht die komplette Durchsetzung ihrer Forderungen nach verbesserten Arbeitsbedingungen und höherer Entlohnung. Dafür erfuhren die Streikenden starke öffentliche Aufmerksamkeit und gesellschaftliche Unterstützung (vgl. Kerber-Clasen 2014). Gerade bei diesen Möglichkeiten, jenseits klassischer Tarifpolitik breitere Bündnisse mit anderen sozialen Bewegungen einzugehen, können heute gewerkschaftliche Strategien auch in der Gleichstellungspolitik ansetzen.

Diese Darstellung zur Geschichte von Frauen und Gewerkschaften erhebt natürlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Ich hoffe, dass damit dennoch ein kleiner Einblick in den Inhalt des Workshops gegeben werden konnte. Viele Aspekte, die nicht genannt wurden, bilden Anknüpfungspunkte für weitere Workshops in diesem Zusammenhang: Beispielsweise zu prominenten Frauenfiguren in der Gewerkschaftsgeschichte wie Clara Zetkin. Oder zu den aktuellen Forderungen von Gewerkschaften, um die Gleichstellung der Geschlechter im Erwerbsleben voranzubringen. Der historische Blick kann dabei helfen, gegenwärtige Problemlagen besser verstehen und einordnen zu können.

Literatur

- Acker, Joan (1990): Hierarchies, Jobs, Bodies: A Theory of Gendered Organizations. In: Gender & Society, Nummer 4, Heft 2, S. 139-158.
- Deutscher Gewerkschaftsbund (DGB) (2014): Mitglieder in den DGB-Gewerkschaften 2013. In: <http://www.dgb.de/uber-uns/dgb-heute/mitgliederzahlen/2010> [Zugriff am 19.09.14]
- Emme, Barbara (2011): Gestreikt. Gekündigt. Gekämpft. Gewonnen. Die Erfahrungen der "Emmely"-Kampagne. Neu-Ulm.
- Eurostat (2013): Geschlechtsspezifischer Lohnunterschied ohne Anpassung. In: <http://epp.eurostat.ec.europa.eu/tgm/table.do?tab=table&init=1&plugin=1&language=de&pcode=tsdsc340> [Zugriff am 19.09.14]
- Kerber-Clasen, Stefan (2014): Gewerkschaftliches Interessenhandeln im Bereich kommunaler Kindertagesstätten – Voraussetzungen, Formen, Ergebnisse. In: Industrielle Beziehungen, Nummer 21, Heft 3, S. 1-19.
- Knapp, Ulla (1984): Frauenarbeit in Deutschland. Bd 2. Hausarbeit und geschlechtsspezifischer Arbeitsmarkt im deutschen Industrialisierungsprozess. Frauenpolitik und proletarischer Frauenalltag zwischen 1800 und 1933. München.
- Losseff-Tillmanns, Gisela (1978): Frauenemanzipation und Gewerkschaften. Wuppertal.
- Losseff-Tillmanns, Gisela (1982): Frau und Gewerkschaft. Frankfurt am Main.
- Wikander, Ulla (1998): Von der Magd zur Angestellten. Macht, Geschlecht und Arbeitsteilung: 1789-1950. Frankfurt am Main.

Feiern muss erlaubt sein. Mein Blick zurück auf die Wissenschaftlerinnenwerkstatt (WiWe) 2013.

SOPHIE EINWÄCHTER

An den drei Tagen der WiWe 2013 haben wir Stipendiatinnen von der Hans-Böckler-Stiftung viele Gespräche geführt, nützliche Kontakte untereinander geknüpft und uns außerdem weitergebildet. Diese Zeit im verschlafenen Mühlhausen, im einzigartigen Tagungshaus „AntoniQ“, war für mich ein ganz besonderes und unverhofftes Erlebnis, weil ein Festakt auf dem Programm stand, der abgegebene Arbeiten würdigte. Ich hatte im März 2013 meine Diss eingereicht und dann direkt zu arbeiten begonnen, eine Feier hatte es nie gegeben. Wie eigenartig eigentlich: Hochschulen richten Feiern für Bachelor- und Master-Absolventen und Absolventinnen aus, aber von einer offiziellen Promotionsfeier habe ich – zumindest in den Geisteswissenschaften – noch nie gehört (der Sektempfang nach der Disputation zählt nicht, der wird ja von den Kandidatinnen selbst ausgerichtet). So gehen dann mehrere Jahre der Arbeit damit zu Ende, dass man seine Doktorarbeits-Exemplare ins Dekanat schleppt, auf den Tisch legt und einen Bestätigungszettel, vielleicht noch einen Händedruck erhält: wenig festlich.

Braucht es denn Feste? könnte man fragen. Aber natürlich! Die WiWe hat mir bestätigt, wie wichtig und doch wie wenig verbreitet es in der Wissenschaft ist, sich über Geleistetes gemeinsam zu freuen und einen Moment innezuhalten, bevor die nächsten Aufgaben anstehen. Nach drei Jahren des Zweifelns, Fast-Hin-schmeißens, im stillen Kämmerlein vor-sich-hin-Arbeitens, gab es einen liebevoll gestalteten Abend mit großartiger Live-Musik, gutem Essen und einer unvergesslichen Stimmung der Solidarität unter Kolleginnen. Wir haben zusammen gelacht, getanzt, gesungen und eine richtig unbeschwerte Zeit gehabt.

In meiner Doktorarbeit habe ich mich mit der Rolle von Fankultur innerhalb der Kulturwirtschaft auseinandergesetzt und ich habe aus der Beschäftigung mit diesem Thema viel mitgenommen. Fans sind Menschen, die sich begeistern für einen Gegenstand, diesem überdurchschnittlich viel Zeit widmen. Aus dieser Be-

schäftigung entstehen differenzierte, oft auch kritische Sichtweisen auf Kulturprodukte, Filme, Bücher, Serien. Eigene kreative Beiträge werden von Fans in Gemeinschaft mit anderen erörtert; kommerzielle Absichten liegen dem Fansein fast nie zugrunde. Allerdings haben viele kreativ Schaffende in der Kulturwirtschaft aus ihrer Begeisterung, ihrem Fantum für Musik, Filme oder Bücher irgendwann eine Karriere entwickelt. In der Forschung ist häufig betont worden, dass auch Akademikerinnen und Akademiker viel gemeinsam haben mit Fans: die Leidenschaft für einen Gegenstand, die lang währende Auseinandersetzung mit einer Sache um ihrer selbst willen. Diese starken Identifikationen machen beide – Fans und akademisch Arbeitende – anfällig für Ausbeutung. Konzerne profitieren vom kostenfreien Marketing, das Fans übernehmen. Die universitäre Lehre lastet auf den Schultern von engagierten und oftmals überdurchschnittlich hoch motivierten Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen, die ihren Feierabend viel zu regelmäßig ignorieren: Die Aufgaben in Lehre und Verwaltung füllen bereits die bezahlten Stunden aus, darüberhinaus ist aber stets die Notwendigkeit der Fortbildung und des Publizierens gegeben. Solche rund-um-die-Uhr-Verhältnisse teilen Forschende mit Vertretern der Kulturwirtschaft. Diese sind ebenso überdurchschnittlich motiviert durch Freude am Gegenstand, kennen aber selten regelmäßige Einkünfte. Wenn man sich einmal vor Augen führt, wie viele Parallelen es zwischen Fans und Akteuren der Kulturwirtschaft sowie Beschäftigten der Hochschulen gibt, eröffnen sich neue Perspektiven, die den Blick schärfen für den schmalen Grat zwischen intrinsisch motiviertem Engagement und der Anfälligkeit für Ausbeutung.

Ich verdanke der HBS viel. Es bedeutet einen großen Luxus, sich drei Jahre lang so intensiv einem Thema widmen zu dürfen und dabei durch finanzielle Unterstützung von essentiellen Sorgen befreit zu sein. Nach der Abgabe kofinanzierte mir die Stiftung für ein Jahr eine Stelle an der Frankfurter Goethe-Uni und ermöglichte mir damit den Berufseinstieg. Das war sehr wichtig, denn die Sorge, wie es danach weitergehen soll, hemmt viele, mit ihrer Doktorarbeit überhaupt fertig zu werden. Wenn am Ende einer großen Anstrengung die Arbeitslosigkeit wartet, ist das ein denkbar schlechter Motivator. Die Sorge darum, wie es weitergeht, sollte einen aber nie davon abhalten, eine Pause zu machen und das zu feiern, was bereits hinter einem liegt. Hierfür ist die WiWe der beste Ort – an dieser Stelle noch einmal mein herzlichster Dank an die Organisatorinnen Janina, Kathrin, Marie und Sonja und an Steffi, die allerbeste Laudatorin!

Transformation von Fankultur. Laudatio auf Sophie G. Einwächter und Ihre Promotionsschrift

STEFFI ACHILLES

Ich darf heute eine Rede halten zur Ehrung von Sophie G. Einwächter aus Bochum. Wir haben uns vor ein bis zwei Jahren in Hattingen auf einem Böckler-Seminar kennengelernt. Damals hat Sophie noch in Bochum gewohnt und dort auch ihre Dissertation geschrieben. Später ist sie ihrem Doktorvater nach Frankfurt am Main gefolgt und schließt dort gerade ihre Dissertation ab. Betreut wurde und wird sie von Prof. Dr. Vinzenz Hediger zum Thema „Transformation von Fankultur. Ökonomische und organisatorische Konsequenzen globaler Vernetzung“.

Als Grundlage ihrer Dissertation hat Sophie Interviews geführt mit wichtigen Personen aus der Fantasy-Fankultur. Das waren vor allem Menschen oder Gruppen, die Websites, Blogs, Portale oder Filme in fankulturellen Bereichen produziert haben, zum Beispiel zu der Serie *True Blood* oder auch zu den *Twilight*-Filmen. Anhand dieser Interviews hat Sophie dann herausgefunden, wie diese Personen ihre jeweiligen Projekte gestaltet haben: Zum einen hat sie die organisatorischen Bedingungen, zum anderen die ökonomischen Faktoren untersucht. Interessant ist, dass es sich meist um Privatpersonen handelt, die diese Online-Fankultur betreiben. Nach einer Weile müssen sich diese eigentlich wirtschaftlich ungeschulten Menschen dann plötzlich Gedanken machen über Google-Rankings, Zielgruppenorientierung und Finanzierungsmodelle. Es handelt sich also um ein Marktbewusstsein in einer „Freizeitbeschäftigung“. Dieser Ansatz der Analyse der ökonomischen Bedingungen ist innerhalb der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Fankultur sehr ungewöhnlich. Gängig sind in der Erforschung von Fankultur Untersuchungen zu Gestaltung, Mediennutzung oder zu sozialstrukturellen Faktoren.

Sophie hat die Fankultur als „Unterhaltungsprogramm mit kompetitiven Elementen“ herausgearbeitet. Wettbewerbsgedanken empfinde ich persönlich oft als schwierig und entwicklungshemmend für kreative Prozesse, Darüber haben wir, Sophie und ich, auch schon einige Male, auch kontrovers, diskutiert. In Sophies

Untersuchungen zeigte sich, dass sich im Internet oft Projekte miteinander messen und ständig versuchen, sich gegenseitig zu übertreffen. Wer etwa die Serie *The Big Bang Theory* kennt, konnte dort bereits beobachten, dass der „Nerd-Kult“ ganz neue Ein- und Ausschlussmechanismen erschaffen hat. Mit „Nerd-Kult“ meine ich das Aufwerten von Fachwissen aus der Medien- und Computerwelt, das früher bestenfalls als trivial bezeichnet wurde und schlimmstenfalls als peinlich, und wie gut mensch sich mit so Dingen auskennt wie den Büchern bzw. Filmen der *Star Wars*-Reihen. Die neu aufgebauten Hierarchien trennen inzwischen die Menschen, die wissen, was der Unterschied zwischen *Star Trek* und *Star Wars* ist, von jenen, die diesen Unterschied nicht kennen und die somit nicht Teil dieser Knowledge Bubble sind. Die Aufwertung von Fachwissen über Fernsehserien, Romane, Filme, Computerspiele etc. führte und führt auch in der Wissenschaft zu neuen Forschungsgebieten.

Neben den Ergebnissen zu den Wettbewerbsmechanismen beeindruckten bei den Interviews, die Sophie mit Aktiven aus der Fankultur geführt hat, einige spannende Persönlichkeiten. Besonders interessant fand ich den Fall einer Metzgereiverkäuferin, die durch ihre Onlineprojekte zum einen Englisch gelernt und sich zum anderen Webdesign angeeignet hat. Sie hatte konkret das Ziel, eines Tages auf einer Convention mit Alexander Skarsgård (einem Hauptdarsteller der Serie *True Blood*) sprechen zu können.

Der Entstehungsprozess von Sophies Dissertationsschrift war wie meist üblich von Höhen und Tiefen geprägt. Ein extremer Tiefpunkt war sicherlich ihr Hörsturz vor eineinhalb Jahren, der von der Angst mit verursacht wurde, die Promotion nicht zu schaffen. Als sich die Förderungszeit von Sophie dann dem Ende neigte, war sie längst noch nicht fertig und dachte auch nicht, dass ein baldiger Abschluss realistisch sei. Dann stellte ihr Doktorvater Sophie eine halbe Postdoc-Stelle an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität in Frankfurt am Main in Aussicht. Sophie geriet verständlicherweise in Panik, sie wollte es unbedingt schaffen, dachte aber, dass es eigentlich unmöglich war. Um es kurz zu fassen: Der Großteil von Sophies Dissertationsschrift entstand in den letzten drei Monaten. Don't try this at home: Sophie hat in den letzten Monaten ihrer Arbeit jeden Tag 10 bis 16 Stunden am Computer gesessen und an ihrem Text geschrieben und ihn immer wieder überarbeitet. Da sie durch das viele Sitzen auch körperliche Probleme bekam, organisierte sie sich Stützstrumpfhosen, um dies zu kompensieren. Dieser Bericht soll kein Ratschlag für Promovend_innen sein! Aber Sophie hat es gemacht. Sie verhängte sich ein komplettes Kontaktverbot zu ihren Freund_innen und schrieb und schrieb jeden Tag. Drei Monate lang hörte und sah man nichts von Sophie. Mir war bis vor kurzem nicht klar, was für Ausmaße das damals eigentlich angenommen hatte, denn ich hatte in der Zeit einfach nichts mehr von ihr gehört. Am Ende des Schreibprozesses waren Dissertationsschrift und Sophie völlig fertig und Sophie zog nach Frankfurt am Main. Dort nahm sie wie

geplant die halbe Stelle an, auf der sie zurzeit noch arbeitet. Im Anschluss wird sie voraussichtlich nach Mannheim an die dortige Universität gehen.

Ich habe eine Weile überlegt, mit welchem Zitat ich meine Rede auf Sophie beenden soll. Da mir aber kein wirklich passendes einfallen wollte, habe ich entschieden, eine Bemerkung von Sophie selbst zu zitieren, die sie kürzlich im Zusammenhang mit ihrer Promotion gesagt hat: „Nimm dich selbst nicht so wichtig. Mach es fertig!“ In diesem Sinne beglückwünsche ich dich noch mal zur Abgabe deiner Dissertationsschrift Anfang dieses Jahres (2013) und wünsche dir viel Glück für deine Disputation, die laut Plan im November sein wird.

VERSCHRIFTLICHUNG DER REDE VOM HERBST 2013

Auszüge aus einem Radiointerview mit Hannelore und Hans Böckler

Bei dem anschließenden Text handelt es sich um einen Ausschnitt aus einem Radiointerview des damaligen NWDR, das im Jahr 1950 geführt wurde. Hans Böckler ist gerade 75 geworden. Heute befindet es sich im Archiv des WDR (siehe unten). Ein transkribierter Auszug von diesem Gespräch kursiert nun schon etwas länger in den Veranstaltungen der WiWe. Für diesen Sammelband wurde das Fundstück von uns Herausgeberinnen noch einmal zur besseren Lesbarkeit abgetippt, denn die behandelten Themen passen äußerst gut zu dem Thema der WiWe 2013. Wir finden, das Interview illustriert sehr eindringlich, wie selbstverständlich die vergeschlechtlichte Arbeitsteilung für die Menschen dieser Zeit war. Im Gespräch und der Interaktion aller Beteiligten veranschaulicht sich diese Normalität. Aber lest selbst:

Interview mit dem Ehepaar Böckler: Bei Böcklers privat!

Eine Vorstadtstraße in Köln; um sie zu erreichen bin ich durch das Arbeiterviertel in Ehrenfeld gefahren und hier am Akazienweg 125, da ist die Wohnung von Hans Böckler. Ich ging durch einen kleinen Vorgarten – die letzten Rosenblätter wirbelten im Herbstwind – und unwillkürlich zog ich den Kopf etwas ein, als ich durch die niedrige Tür trat. Und es sind fast Puppenzimmerchen, in denen Hans Böckler mit seiner Familie wohnt. Ich sitze mit der Familie in seinem Arbeitszimmer, ein winzig kleiner Raum, in dem Schreibtisch und Bücherschrank nur mühsam Platz finden. Ein Blick hinein in den Bücherschrank: die Klassiker in schönen Prunkausgaben, auch moderne Literatur dabei. Auf der einen Seite ein Klavier, es paßt auch noch gerade in die Ecke hinein.

Interviewer: Nun, wenn man etwas über die Männer erfahren will, Frau Böckler, soll man die Muttis befragen. Und Sie haben nun das Leben, ihr Leben, an der Seite Ihres Gatten wirklich nicht immer genossen; denn, ein Mann der so in der Öffentlichkeit steht, wie Ihr Mann Gatte, von dem haben Sie ja als Frau nichts.

Frau Böckler: Nee, da hab ich gar nichts. Der geht fort, acht Tage, und dann kommt er wieder, und dann holt er sich frische Wäsche, pückt ein und haut dann wieder ab. Oder aber er liest Zeitungen, stundenlang. Und wenn man dann sagt, ja, ich bin ja auch noch da, ja – ich muss meine Zeitungen lesen; nützt alles nichts,

ich weiß ja nicht, was in der Welt vorgeht. Und dann liest er seine Zeitungen. Und dieses Fräulein¹ noch vollends dabei, nun, dann wird auch noch gearbeitet bis nachts um halb eins oder bis zwei Uhr.

Interviewer: Das ist ja nun eine versteckte Klage, Frau Böckler, aber Sie haben doch vielleicht auch in Ihrer Ehe schöne Tage erlebt, oder auch Erinnerungen und vielleicht auch manche Schwere mit Ihrem Gatten erlebt, was Sie einfach nicht missen möchten.

Frau Böckler: Da weiß ich aber nicht viel – denn von zu Hause weggekommen, sind wir in der Weltgeschichte rumgezogen, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land. Überall hat mein Mann nur gearbeitet und viel gearbeitet. Das Schlimmste allerdings ist in Köln. Da bin ich jetzt 28 Jahre und da hab ich das Schlimmste, daß er überhaupt nicht mehr zu Hause ist, gar nicht mehr. Nur ein paar Stunden – er kommt eben nur als Schlafgänger, nicht als Kostgänger, Schlafgänger, er tut nur hier schlafen.

Interviewer: Ja, kochen Sie denn so schlecht, oder...

Frau Böckler: Ja, ja (lacht verlegen). Mein Mann ißt schon einmal hier, aber was ich koche, das sagt ihm meistens dann nicht zu. Erbsen kann er keine vertragen. Na, und dann Nudeln, dann Nudeln, schon wieder Nudeln, die eß ich draußen [sagt Hans]. Na, und was soll ich sonst noch sagen?

Interviewer: Ja, haben Sie schon die goldene Hochzeit eigentlich hinter sich gebracht, oder steht die noch...

Frau Böckler: Da denkt mein Mann nicht dran, ich auch nicht. Die goldene Hochzeit – wir haben an die silberne nicht gedacht und an die goldene denken wir auch nicht. Warum denn?

Interviewer: Wie, die haben Sie vergessen, die silberne Hochzeit?

Frau Böckler: Ja. Das haben wir glatt vergessen.

Interviewer: Beide?

Frau Böckler: Beide vergessen. Da haben die Kinder dran gedacht, nicht ich, auch nicht mein Mann. Und auch die andere, da hat er keine Zeit. Der muß arbeiten! Der ist draußen, im menschlichen Leben. Nur ich, ich bin alleine zu Hause.

Interviewer: Frau Böckler, wir müssen es leise sagen, damit es Ihr Gatte nicht hört. Ist er denn ein Kavalier, oder...?

Frau Böckler: Ne, Kavalier ist er jetzt nicht mehr. Jetzt hat er ja auch keine Zeit mehr Kavalier zu spielen. Manchmal, na, da sagt er: mach Dich zusammen, wir

¹ Möglicherweise bezieht sich Hannelore Böckler hier auf Fräulein Klein, die Sekretärin von Hans Böckler, die auch an diesem Interview beteiligt war (Anm. d. Hrsg.)

fahren heut weg. Du darfst heute mal mit. Na, da darf ich eben mal mit. Passiert aber auch selten.

Interviewer: Aber einmal ganz ehrlich, die Rolle die Ihnen das Leben aufgezungen hat, hat es Sie verbittert, oder sind Sie mit Ihrem Los durchaus zufrieden?

Frau Böckler: Ja, ich, ich hab, es hat mich manchmal verbittert, ich bin aber auch zufrieden. Denn – im großen und ganzen ist er ja doch ein ganz guter Kerl.

Interviewer: Hans Böckler, ich darf Sie jetzt einmal so ansprechen, in dieser Atmosphäre und in dieser Umgebung. Es waren ja massive Angriffe, die da erfolgt sind; vielleicht manchmal kaum stärker auf wildtobenden Gewerkschaftsversammlungen. Was haben Sie zu Ihrer Rechtfertigung zu sagen im Ehekrieg?

Hans Böckler: Also, zunächst einmal ist das ja alles gar nicht so ernst gemeint, wie es gesagt wird. Das gehört eben zum Handwerk, daß die Frau dann und mal sich selbst überlassen bleibt. Ich kann sie ja nicht überall mit herumschleppen. Das geht doch nicht an. Dafür hab ich weder Zeit, noch bin ich dazu aufgelegt. Bei mir spielen die Dinge keine so große Rolle wie sie spielen können bei einem, der seinen geregelten Arbeitsgang hat, der, wenn er seine acht Stunden um hat, sich auf sein zu Hause besinnt und angenehme Abende zu Hause zubringen kann, der sonntags auch sich dem hingeben kann, was ihm Freude und Spaß macht. Das hört bei unser einem alles auf. Gewerkschaftssekretär, der verfügt nicht über seine Zeit, der verfügt auch nicht über seine Persönlichkeit. Über den wird einfach verfügt.

Interviewer: Haben Sie nun eine Marotte oder irgendeine Leidenschaft, die Sie außerhalb Ihrer beruflichen Dinge doch ab und zu einmal tun möchten, oder vielleicht auch manchmal sogar tun?

Hans Böckler: Hm, das ganz und gar nicht. Ich wüßte gar nicht, was mir mehr Spaß machte, als wenn ich mich draußen tummeln kann, in Sitzungen, in Versammlungen, wo es Für und Wider gibt und wo es darauf ankommt, daß man seinen Mann steht.

Interviewer: Ich ließ mir einmal sagen, daß sie ganz gut singen und sogar auch pfeifen können.

Hans Böckler: Das konnte ich einmal. Dazu ist mir der Humor längst vergangen.“

Quelle: Westdeutscher Rundfunk (1950): Interview mit dem DGB-Vorsitzenden Hans Böckler und seiner Sekretärin Fräulein Klein anlässlich seines 75. Geburtstages, Archivnummer: 6066990104

Autor*innen und Herausgeber*innen

Achilles, Steffi, M. A., Doktorand_in der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main, Institut für Kunstpädagogik im Bereich Neue Medien. Queere Aktivist_in und Autor_in des Blogs www.queersehen.de. Themen von ihr* sind vor allem queer_feministische Politiken, US-amerikanische Fernsehserien und soziale Onlinenetzwerke.

Dr.in Binner, Kristina, M.A., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Soziologie der Johannes Kepler Universität Linz. Publikationen zu den Themen Arbeit und Alltag, Geschlechterverhältnisse, Restrukturierung von Wissenschaft, soziale Ungleichheit.

Dammayr, Maria, MMag.^a, Doktorandin im DOC-team 67 der Österreichischen Akademie der Wissenschaften an der Johannes Kepler Universität Linz „Legitime Leistungspolitiken? Governance und Gerechtigkeit in Schule, Altenpflege und industrieller Kreativarbeit“, Institut für Soziologie. Publikationen im Bereich Care-Arbeit, der Professions- und Arbeitssoziologie sowie zur Legitimität und Kritik von Leistungspolitiken.

Einwächter, Sophie G., hat an der Ruhr-Universität Bochum Film- und Fernsehwissenschaft, Germanistik und Anglistik studiert. Ihre Doktorarbeit mit dem Titel "Transformationen von Fankultur: Organisatorische und ökonomische Konsequenzen globaler Vernetzung" hat Sie mithilfe eines Promotionsstipendiums der Hans Böckler-Stiftung verfasst und an der Goethe-Universität Frankfurt verteidigt und veröffentlicht. Sie ist Vorstandsmitglied des European Network for Cinema and Media Studies (NECS) und als wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Medienwissenschaft an der Philipps- Universität Marburg beschäftigt.

Engel, Sonja, M.A., Doktorandin am Institut für Soziologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München, von 2012 bis 2015 Promotionsstipendiatin der Hans-Böckler-Stiftung. Publikationen in den Bereichen Kulturosoziologie und Geschlechterforschung, u.a. feministische Ökonomiekritik.

Frühauf, Marie, Dipl. Päd., Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Soziale Arbeit und Sozialpolitik an der Universität Duisburg-Essen; Promotionsstipendiatin der Hans-Böckler-Stiftung von 04.2011- 03.2014.

Glaeser, Janina, Diplom-Soziologin, Literaturwissenschaftlerin M.A., Doktorandin an der Johann Wolfgang Goethe-Universität und an der Université de Strasbourg, Laboratoire Dynamiques Européennes (Cotutelle). Promotionsstipendiatin der Hans-Böckler-Stiftung, Publikationen in den Bereichen vergleichende Wohlfahrtsstaatenforschung, Migration, Geschlecht und Care-Arbeit.

Hausotter, Jette, M.A., Doktorandin in der Forschungsgruppe Arbeit-Gender-Technik an der Technischen Universität Hamburg, Promotionstipendiatin der Hans-Böckler-Stiftung, Mitglied im Netzwerk Care Revolution; Arbeitsgebiete: Arbeits- u. Geschlechtersoziologie, Intersektionalität

Holland, Judith, M.A., Promotionsstipendiatin der Hans-Böckler-Stiftung am Institut für Soziologie der FAU Erlangen-Nürnberg. Publikationen in den Bereichen Arbeits- und Industriesoziologie sowie Vergleichende Gesellschaftsanalyse.

Höhle, Ester, M.A., Stipendiatin der Hans-Böckler-Stiftung und Promovierende am Internationalen Zentrum für Hochschulforschung der Universität Kassel. Publikationen und Vorträge über Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in Deutschland und im internationalen Vergleich, Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs 2013, Studentinnen in MINT Fächern.

Schulze, Kathrin, Dipl. Päd., Lehrkraft für besondere Aufgaben am Institut für Erziehungswissenschaft an der Westfälischen Wilhelms- Universität Münster, Promotionsstipendiatin der Hans-Böckler-Stiftung von 04.2011 – 05.2014.